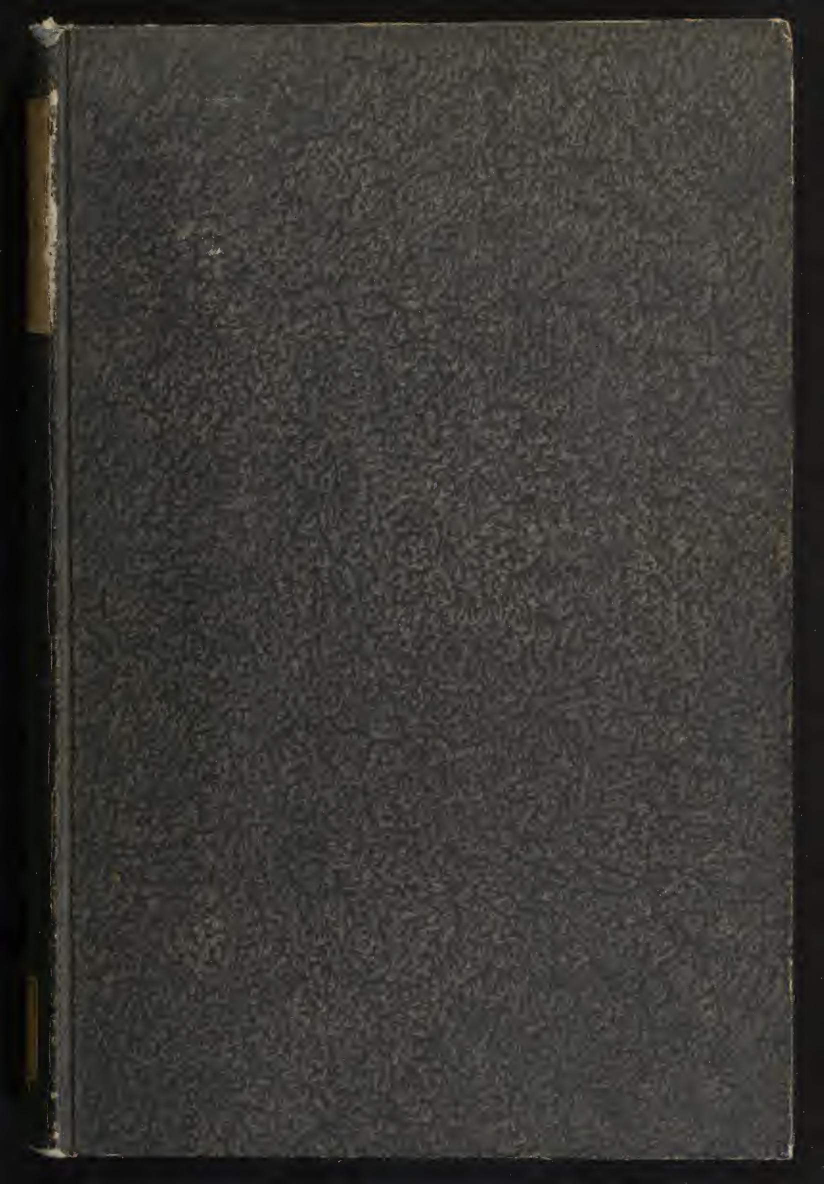
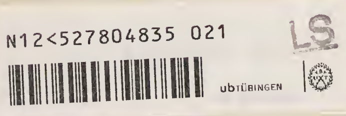
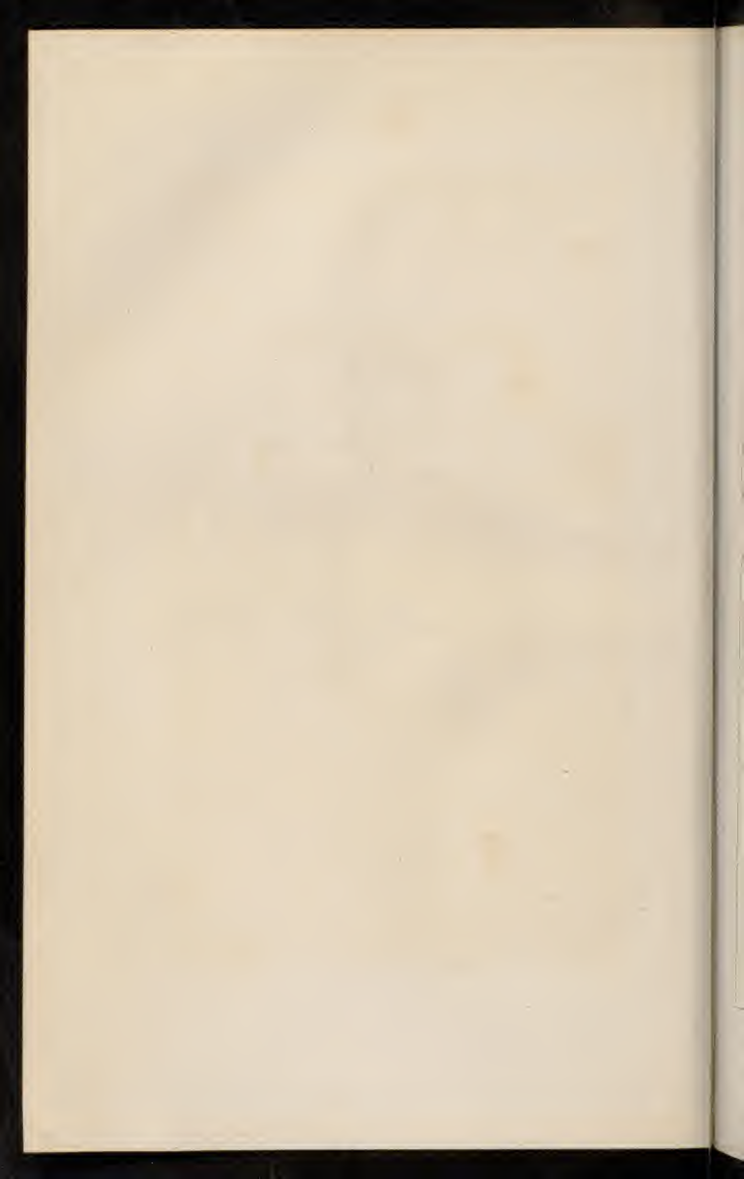



ubTÜBINGEN





Alphonse François Lacroix.



# Alphonse François Lacroix.

Zweite Abtheilung.

## 1. Die Heidenpredigt.

Wir haben in einem früheren Hefte erzählt, wie Lacroix, geboren im Kanton Neuenburg den 10. Mai 1799, nach dem frühen Tode seines Vaters unter die treffliche Pflege und Erziehung eines Oheims kam und dort durch Gottes Gnade zu einem nach Leib und Seele gesunden Jüngling heranreifte. Ein Aufenthalt in Holland machte ihn mit der Mission bekannt, und nachdem er längere Zeit in dem höchst primitiven Missionsinstitut zu Berkel (bei Rotterdam) als Zögling verweilt hatte, gieng er im Dienst der Niederländischen MG. nach Indien, und zwar zunächst nach der Stadt Tschīnsura, die damals unter holländischer Herrschaft stand, und die er am 21. März 1821 glücklich erreichte. Dort arbeitete er mit aller Hingebung der Liebe an den Eingeborenen und Europäern, bis alles holländische Besitzthum in Indien, somit auch Tschīnsura, an die Engländer übergieng, was für Lacroix die Folge hatte, daß er (März 1827) an die Londoner MG. sich anschloß, mit deren Grundsätzen er im innersten Grunde des Herzens sich einig fühlte. Eine bedeutungsvolle religiöse Bewegung aber, welche um jene Zeit in der südlich von Kalkutta sich ausdehnenden Reisebene die Eingeborenen ergriff, wurde für Lacroix der Anlaß, mit seiner Familie nach Kalkutta selbst überzusiedeln (April 1829) und die geistliche Pflege der Neubekehrten in jenen Dörfern zu übernehmen. Wir haben ihn auf diesen seinen Missionswanderungen begleitet, uns an seiner lebensfrischen Weise, an seiner Liebe zu den Eingeborenen und an ihrer Liebe zu ihm erquickt und die Sorgen kennen gelernt, die

mit dieser Arbeit verbunden waren. Die gehässigen Uebergriffe der Baptisten und der hochkirchlichen Anglikaner in die jungen unerfahrenen Gemeinden, die Verwirrung, die dadurch in den Gemüthern angerichtet ward, die Verfolgungen und Mißhandlungen, welche die Christen von Seiten ihrer heidnischen Verwandten und Freunde, namentlich der großen Landeigenthümer (Semindare) erfuhren, die geistliche Erlahmung, die über viele dieser jungen Christen kam, und dazu endlich jene furchtbare Ueberschwemmung der Reisebene (1833), durch welche der zeitliche Wohlstand jener Gemeinden zerstört und die letzte geistliche Lebensregung beinahe erstickt ward, — das Alles ist vor unsern Augen vorübergegangen. Zwölf Jahre lang (1829 bis 1841) setzte Lacroix mit unermüdlicher Treue diese seine Predigtwanderungen nach der Reisebene fort, lehrend, warnend, strafend und tröstend, und kannte keine größere Glückseligkeit, als wenn er die ihm anbefohlenen Gemeinden mit dem Brod und Wasser des Lebens stärken, neue Seelen aus der Finsterniß erretten, Irrende zurechtbringen, oder das Sterbende zu neuem Leben erwecken konnte.

An der Südseite Kalkutta's liegt die große Hindu-Vorstadt Bhowānipur (von Bhawāni, einem Namen der Kali). Sie dehnt sich etwa 20 Minuten ins Gevierte aus, und die große Heerstraße, welche mitten durch das Herz Kalkutta's südwärts hinabläuft, theilt diese Vorstadt in zwei gleiche Hälften. Eine kleine Strecke weiter hinab steht der Tempel und der Bazār von Kalighāt. Bhowānipur selbst besteht aus einer dichten Masse von Häusern, untermengt mit kleinen Gärten von Tamarinden, Kokosnuß- und Borassus-Palmen, sowie mit zahlreichen offenen Plätzen, in welchen große Wasserbehälter oder Teiche sich befinden. Die Stadt zählt etwa 20,000 Einwohner, und rechnet man den nächsten Umkreis bis auf eine halbe Stunde Entfernung dazu, so kann die Bevölkerung nicht unter 40,000 sein. Die bei weitem größere Mehrzahl besteht aus Hindu's, unter denen sich viele reiche und angesehene Familien befinden, bestehend theils aus großen Grundbesitzern, theils aus Beamten, die ihre Büreau's in Kalkutta haben oder in den benachbarten Gerichtshöfen angestellt sind. Die kleineren Straßen und Gassen, die von der Hauptstraße rechts und links auslaufen, sind von theilweise sehr stattlichen Backsteinhäusern dicht besetzt; in andern Quartieren sieht man dichte Massen von strohbedeckten oder geziegelten Hütten aus Lehm. Diese sind größtentheils von den gewerbetreibenden Kasten besetzt, die überall

reichliche Beschäftigung finden oder ihre Waaren in der Nachbarschaft absetzen. Ein Flüßchen, Tolly's Nalla genannt, bespült die Stadt an ihrer südwestlichen Seite, und da dasselbe bei den Hindu's als ein kleiner Arm des eigentlichen Ganges gilt, so sieht man fortwährend Eingeborene in seinem heiligen Wasser sich baden. An einigen Stellen befinden sich Ghats oder Landungsplätze mit steinernen Treppen und Terrassen, wohin man die Kranken bringt, damit sie im Anblick des heiligen Stromes sterben; es sind dieß zugleich die Plätze, wo die Todten verbrannt werden.

In einer der trefflichsten Lagen dieser Vorstadt miethete Lacroix im Januar 1837 ein Haus und machte Bhowänipur von da an zu seinem Hauptarbeitsgebiet. Schon seit 1822 befand sich hier auf dem Bazär eine Kapelle und eine Schule. Lacroix errichtete außerdem noch einen kleinen bedeckten Predigtplatz in einer Ecke seines Gartens, hart an der Hauptstraße, und fügte eine kleine Kostschule hinzu, in welcher die Söhne der bekehrten Eingeborenen eine höhere Bildung empfangen sollten. Während nun seine treffliche Gattin Mädchenschulen errichtete und mit ungewöhnlicher Begabung sich der Erziehung des weiblichen Geschlechts widmete, fieng Lacroix selbst an, sich fast ausschließlich der Heidenpredigt zuzuwenden. Er hatte vom Anfang seiner Missionslaufbahn an es immer als seine wichtigste Aufgabe und zugleich als das Wichtigste in der Mission überhaupt angesehen, das Evangelium in der Landessprache den Heiden zu verkündigen. Wohl hatte er eine Zeitlang dem Unterrichtswesen sich gewidmet, war dann längere Zeit Pastor und Seelsorger der Christengemeinden in der Reisebene gewesen; aber die eigentliche Heidenpredigt stand ihm immer als seine Lebensaufgabe vor Augen. Dazu war er auch vor hundert Andern ungewöhnlich begabt. Seine achtunggebietende Gestalt und seine kräftige Stimme allein schon machten einen gewaltigen Eindruck auf das einfache Volk, zu dem er sprach. Aber dazu kam noch seine klare korrekte Aussprache des Bengäli und ein überaus gewinnender Styl. Er predigte vortrefflich im Englischen, aber das Bengäli sprach er weit besser; er bewegte sich freier darin, die Worte standen ihm reichlicher zu Gebot, und den Geist der Sprache hatte er vollkommen inne. Das Bengäli ist ganz besonders geeignet für Erzählungen; nichts aber war fesselnder, hinreißender, als wenn Lacroix, wie er immer that, die einfachen biblischen Geschichten einfach erzählte, sie durch Bilder aus dem

gewöhnlichen Leben, aus der Weltgeschichte oder aus Hindu-Legenden beleuchtete und dann mit einigen aus dem gesunden Menschenverstand entlehnten, immer den Nagel auf den Kopf treffenden Bemerkungen dieselben auf das Herz und Gewissen seiner Zuhörer anwandte. Ein einfacher Hindu sagte einmal: wenn Lacroix predige, so zittere jedes Bengalen Herz. Es war von Allen anerkannt, daß er unter Missionaren und eingeborenen Katechisten bei weitem der beredteste, gewaltigste Bengali-Prediger war, der im Lande sich fand.

Es war natürlich, daß Jedermann den Wunsch hatte, den reichbegabten Mann von andern Missionsaufgaben so viel als möglich frei zu machen, damit er ganz der Heidenpredigt sich widmen könnte. Die Theilung der Arbeit ist nirgends schwerer als in der Mission, wo der Arbeiter überhaupt so wenige und die Aufgaben so groß, so mannigfaltig und so dringend sind. Gleichwohl gelang es endlich, dieß Ziel für Lacroix wenigstens annähernd zu erreichen. In der Stadt Kalkutta selbst hatten die Missionare an verschiedenen besonders belebten Punkten fünf einfache Kapellen oder Predigtplätze errichtet, um hier der Masse des Volks an den Abenden das Evangelium nahe zu bringen. Diese Art zu predigen ist so verschieden von dem, was wir in Europa gewöhnt sind, daß es wohl der Mühe sich lohnt, ein Bild davon zu entwerfen.

Ein Missionar, der mit dem Wort vom Kreuze die Volksmassen erreichen will, stellt sich zuweilen unter einen schattigen Baum oder auf irgend einen freien, etwas erhöhten Platz neben einer der belebtesten Hauptstraßen. In Kalkutta aber hat man, um solche Predigten systematischer fortzuführen und Alles in anständiger geordneter Weise ausrichten zu können, an verschiedenen Punkten der Stadt kleine Hütten errichtet, die man Bazär-Kapellen*) nennt. Es sind sehr primitive Bauwerke und im Grunde nichts als Hütten von etwas besserer Art; aber sie bieten für eine größere Zuhörerschaft hinlänglichen Raum, bequeme Sitze und Schutz vor Regen und Sonne. Besehen wir uns einmal eine derselben näher. Sie steht an einer Ecke, wo zwei große Hauptstraßen sich kreuzen, und fällt jedem Vorübergehenden gleich in die Augen. Sie ist dreißig Fuß ins Gevierte und etwa fünfzehn Fuß hoch; gegen die beiden Straßen zu steht eine

*) Unter Bazar versteht man im Orient nicht Marktplätze im europäischen Sinn des Worts, sondern die breiten Straßen, die mit Kaufläden rc. aller Art besetzt und deßhalb der belebteste Sammelpunkt der Bevölkerung sind.

Anzahl Backsteinsäulen, welche das geziegelte Dach tragen. Letzteres hat vier Seiten und läuft in der Mitte in eine Giebelspitze aus, die von der Mitte des Bodens aus von mehreren hölzernen Pfosten unterstützt wird. An vielen Stellen ist der Mörtelüberzug stückweise an den Säulen und den zwei inneren Wänden vom Salpeter zerfressen und abgefallen. Der Boden ist mit Backsteinen belegt; von Fenstern und Thüren findet sich nichts, außer daß zwischen den Säulen geflochtene Matten herabgelassen oder geöffnet werden können. Ein kleiner erhöhter Platz, von einem Geländer umgeben, vorne mit einem Kanzelbrett, steht an der hintern Wand; vor demselben und zu beiden Seiten befinden sich lange Bänke für die Zuhörer, jedoch ohne den Luxus von Rücklehnen. Das Ganze sieht aus wie eine Scheune, die gelegentlich in eine Schule verwandelt ist. Die Zeit gegen Sonnenuntergang ist die günstigste, um die Eingeborenen zur Predigt herbeizulocken. Die Straßen wimmeln von Menschen, indem jetzt Alles das Tagewerk vollendet hat und nach Hause geht. Ein endloser Menschenstrom bewegt sich durch die Hauptstraßen, an der Bazär-Kapelle vorüber. Gruppen von Handwerkern folgen rasch auf einander in ihren schmutzigen Kleidern; hinter ihnen kommt ein kleiner Trupp von Schreibern und Amtsdienern, die von den öffentlichen Büreau's heimkehren, in weißeren Gewändern. Einzelne Personen schreiten rasch vorüber: Lastträger mit Gepäck auf dem Rücken, knarrende Karren mit Reissäcken oder Tuchballen beladen, ein Mann mit einer Last auf dem Kopf, etliche Knechte, ein Amtsbote mit Briefen, der an der breiten Gurt mit Messingplatte kenntlich ist; und hundert Andere, jeder seinem Geschäft nachgehend, eilen in rascher Aufeinanderfolge dahin. Die zahlreichen Laternen in der Kapelle, die am Dach und an den Stützpfosten hängen, werden jetzt angezündet, zwei Lampen auf das Kanzelbrett gestellt. Das Ganze wäre freundlich und lustig anzusehen, hiengen nicht unzählige Spinnweben von den Dachsparren herab, und wäre nicht Alles voll Staub und Schmutz.

Der Missionar kommt an, vielleicht allein, vielleicht mit einem andern Mitarbeiter oder einem Katechisten, und tritt in die Kapelle. In seiner Erscheinung und rings um ihn her ist nichts, das an einen Geistlichen und an eine Kirche erinnert. Keine Gemeinde wartet auf ihn. Es ist kein Mensch da, der seiner harrt. Aber daran ist der Missionar gewöhnt, und ohne im mindesten sich entmuthigen zu lassen, schickt er sich an, die fehlende Zuhörerschaft sich zu verschaffen.

Der Katechist oder der jüngere der Missionare stellt sich auf die Kanzel (wenn wir die Erhöhung so nennen dürfen) und fängt an, mit lauter klarer Stimme einen Abschnitt der heiligen Schrift vorzulesen. Es mag eines der Gleichnisse sein, oder eine der Wundergeschichten, oder die zehn Gebote, oder die Predigt Pauli zu Athen. Diese letztere Stelle wird besonders gut in einer Heidenstadt, wie Kalkutta, verstanden, wo man von unzähligen Tempeln umringt ist und von Gruppen der Götzendiener, die ihre Opfergaben an Früchten und Blumen darbringen oder betend vor den Götzenbildern sich niederwerfen. Zuweilen geschiehts, doch selten, daß Niemand während des Lesens kommt, und obwohl das Lesen oft längere Zeit fortgeht, finden sich doch keine Zuhörer ein. In der Regel aber kommt bald Einer herein, dann ein Zweiter und Dritter; vielleicht mögen Zwölf oder Fünfzehn beisammen sein, wenn das Lesen zu Ende ist. Dann steht der Prediger auf und beginnt seine Ansprache. Er fängt mit keinem Bibeltext an, sondern sagt blos, er wolle eine Geschichte erzählen, die aus dem Worte Gottes entnommen sei, fängt dann an zu erzählen und füllt dabei alle Einzelheiten der Zeit, in der die Geschichte geschehen, des Orts und anderer Nebenumstände aus, als wenn die Zuhörer noch nie etwas der Art gehört hätten. Er legt die Sache ausführlich auseinander, beleuchtet sie durch Geschichtchen und andere gewöhnliche Vorfälle, lehnt sich an eingeborene Sprüchwörter oder allgemein anerkannte Dichterworte an, macht nach allen Seiten Nutzanwendungen und treibt die darin enthaltenen Wahrheiten wie Spieße und Nägel in die Gewissen der Hörer. Die Leute lauschen athemlos. Zuweilen versucht Einer Einwürfe zu machen, — er wird zur Ruhe verwiesen bis ans Ende, wo er reden könne, oder sein Einwurf wird kunstreich und geschickt in den Faden der Rede verwoben und beantwortet. Werden die Hörer durch die Sache angezogen, so bleiben sie, und bei einem treffenden Satz, bei einer in die Gemüther einschlagenden Geschichte oder bei einem witzigen Hieb gegen die Thorheit des Götzendienstes bricht die Versammlung in Heiterkeit und Lachen aus und etliche Stimmen rufen: „Prächtig! vortrefflich!" Fühlen sie sich aber nicht angezogen, so laufen sie nach wenigen Minuten wieder weg und Andere kommen; auch diese brechen nach einiger Zeit wieder auf, um Anderen Platz zu machen. Es ist oft ein beständiges Kommen und Gehen während des ganzen Gottesdienstes. Ein kluger Missionar wird deßhalb darauf bedacht sein, den

wesentlichen Inhalt seiner Ansprache drei oder vier Mal im Lauf der Rede zu wiederholen, so daß Alle, die da kommen, leicht verstehen um was es sich handelt, und einen klaren Eindruck davon nach Hause nehmen. Zuweilen kann es geschehen, wenn die Predigt besonders fesselnd und eindringend ist, daß ein großer Theil der Versammlung die ganze Zeit verbleibt. Lacroix predigte gewöhnlich drei Viertel Stunden lang. Ist die Ansprache geschlossen, so wird ein kurzes Gebet gesprochen, und dann drängen sich die Leute um den Prediger, um noch besondere Anliegen oder Einwürfe vorzubringen, und Traktate oder einzelne Evangelien zu erhalten.

So geht die Heidenpredigt Tag für Tag vor sich, allerdings unbefriedigend genug, wegen des steten Wechsels der Hörer, aber doch erfreulich durch die Thatsache, daß Götzendiener von der Liebe Gottes in Christo etwas zu hören bekommen, und daß Manche zu ihrer Seligkeit hören. Die Versammlungen wechseln beständig, und die Hörer sind immer wieder andere; doch stellen sich da und dort einzelne Leute, die noch mehr über das Christenthum zu hören wünschen, wieder und wieder ein, und oft ist es geschehen, daß unter den zufälligen Gästen, die in der Kapelle erscheinen, Leute aus weit entfernten Dörfern sich befanden, die einen Samen heilsamer Erkenntniß und etliche christliche Büchlein mit sich nach Hause nahmen, welche nicht bei ihnen verloren waren.

Die großen Hauptstücke, welche Lacroix bei seinen Bazärpredigten immer und immer wieder behandelte, waren das natürliche Verderben des Menschen, die Heiligkeit Gottes, das zukünftige Gericht, die Versöhnung, so durch Christum geschehen, die neue Geburt, die Früchte des Christenthums, der schließliche Gnadenlohn und der ewige Tod. Er legte dabei in der Regel solche biblische Erzählungen zu Grunde, die möglichst einfach und klar diese Grundlehren enthielten, und die das Gedächtniß der Hörer leicht festhalten konnte. Die Gleichnisse des Herrn, namentlich vom verlorenen Sohn, die Wunder, das Gespräch mit Nikodemus, der Kerkermeister zu Philippi, Pauli Predigt in Athen und ähnliche Stücke nahm er am liebsten vor. Er hatte dabei stets vor Augen, daß die Erkenntniß seiner Hörer sehr beschränkt, daß ihre ganze sittliche Weltanschauung voll von Irrthümern war, daß selbst die Worte, die er brauchte, leicht von ihnen ganz und gar mißverstanden und völlig verkehrt aufgefaßt werden konnten; er wußte, daß die großen Wahrheiten von Gottes Barm-

herzigkeit und Heiligkeit ihnen ganz neu waren, und daß sie mit unglaublicher Zähigkeit an ihren alten Verkehrtheiten festhielten. Deßhalb war Lacroix in seinen Ansprachen immer grundeinfach. Dabei benützte er reichlich eine natürliche Gabe, die ihm in hohem Grade eigen war, — die Gabe, in allerlei Gleichnissen zu reden. Das lieben die Hindu's über die Maaßen. Daher, wenn Lacroix in der Bazär-Kapelle erschien, lief Alles herbei. Hören wir etliche solcher Vergleichungen, die er in seinen Heidenpredigten zu gebrauchen pflegte.

Wenn er zeigen wollte, wie das Herz es sei, das das ganze Thun und Lassen des Menschen bestimme und beherrsche, so konnte er sagen: „Ihr sehet dort das Boot auf dem Hugly; es wird von sechs Männern gerudert und gleitet so rasch und leicht den Strom hinab. Siehe, schon sind sie am Landungsplatz vorübergefahren; aber plötzlich wendet der Mann am Steuerruder das Boot um, und die sechs Ruderer arbeiten mit aller Anstrengung gegen den Strom, der sie mit fortgerissen hat; sie rudern und rudern stromaufwärts, und siehe, endlich kommen sie an der Stelle an, die sie gewinnen wollten. So wird, wenn das Herz verkehrt ist, der Mensch von den 'sechs Leidenschaften' (Lust, Zorn, Geiz ꝛc.) auf dem Strom der Sünde abwärts getrieben, bis er in dem Meer der ewigen Pein ankommt. Wenn aber das Herz vom Geiste Gottes erleuchtet wird, so dreht es das Schifflein des Lebens mit ganzer Wendung um, und nun gilt es, daß alle Kräfte, Sinne und Affekte sich zur Arbeit aufraffen, um gegen den Strom zu fahren. Sie kämpfen glücklich mit der gewaltigen Strömung und landen endlich sicher und fröhlich im Hafen der ewigen Seligkeit."

Oder wenn er die Versöhnung klar machen wollte, und die Stellung, welche Christus zum Christen einnimmt, so konnte er sagen: „Ihr sehet dort die lange Eisenstange, die an jenem vornehmen Hause herabläuft. Wißt ihr, wozu sie dient? Wenn der Blitz in das Haus schlägt, so zieht die Eisenstange ihn an, und statt das Dach zu beschädigen, läuft er an der Stange herunter, und das Haus bleibt verschont. So ists, wenn ein Mensch an Christum glaubt und stellt sich unter Christi Schutz und Hut, so zieht Christus den Zorn Gottes wider die Sünde, welcher den Sünder treffen sollte, auf sich; Er selber trägt ihn an unsrer Statt, und der Mensch, der da glaubt, wird gerettet und geht frei aus." — Wiederum, wenn er einen Sünder beschrieb, der nach oft wiederholter Warnung den-

noch seinen Nacken verhärtet, so konnte er auf eine nahestehende Schmiede deuten und sagen: „Sehet dort des Schmieds Hund an. Als er zum ersten Mal in die Schmiede kam, so fuhr er jedesmal auf und heulte, wenn die sprühenden Funken um ihn her flogen. Nun aber ist er daran gewöhnt und schläft ruhig fort. So ists bei einem gottlosen Menschen: anfangs erschrickt sein Gewissen über den Gerichtsschlägen Gottes und über Seinen Warnungen wider die Sünde; aber allmählig gewöhnt er sich daran, sein Herz und Gewissen verhärtet sich und nichts ist im Stande, ihn aus seinem gefährlichen Schlummer aufzurütteln."

Wenn Lacroix seinen Hörern deutlich machen wollte, wie unmöglich es sei, daß das Baden im Ganges die Sünden wegnehme, so brauchte er häufig folgendes Bild: „Setzet den Fall, ein Wäscher lege eine Anzahl schmutziger Kleider in eine festverschlossene Kiste, und dann trägt er sie an den Fluß und reinigt die Kiste von außen aufs sorgfältigste; werden wohl die Kleider dadurch rein werden? So mag Jemand hundert Mal seinen Leib im Ganges baden und waschen: kann dieß denn die Wirkung haben, daß die Seele dadurch gereinigt wird?" — Als Beweis gegen die Lehre von der Seelenwanderung berief er sich auf die Erinnerungskraft des Menschen und konnte dabei anspielen auf die herrschende Sitte in Indien, Papageien zu halten und sie die Namen der Götter zu lehren. „Vergißt denn der Papagei," konnte er dann fragen, „alle die Worte, die er gelernt hat, wenn man ihn aus einem alten Käfig in einen neuen versetzt? Gerade so ists mit der Seele. Sie hat ein gutes Gedächtniß; wenn sie nun aus dem bisherigen Leib in einen neuen versetzt würde, wird sie nicht das, was sie weiß, mit sich nehmen und sich alles dessen, was sie gelernt und erlebt hat, wieder erinnern? Aber wo ist denn dieß der Fall? Wer unter euch ist, der sich irgend eines Dings erinnerte, das ihm in einer früheren Geburt begegnet wäre?" — Um die Sinnlosigkeit der allgemein herrschenden Lehre zu geißeln, daß Gott der Urheber nicht blos des Guten, sondern auch des Bösen und der Sünde sei, konnte er fragen: „Gesetzt, ein Mann baute ein schönes Haus und füllte es von oben bis unten mit allerlei guten und schönen Sachen; nun bringt er sein Weib und seine Kinder dahin und — steckt dann mit eigener Hand das Ganze in Brand. Was würdet ihr von einem solchen Menschen sagen? Würde irgend Jemand ihn für einen guten, wohlmeinenden, gerechten und weisen

Mann halten? Nimmermehr! Ein solcher Narr, ein solcher Frevler findet sich ja auf der ganzen Welt nicht. Wenn wir aber sagen, Gott habe das Weltall geschaffen und Alles herrlich und gut gemacht; dann aber habe er selbst das Böse in die Welt gebracht und erhalte das Böse in der Welt: beschuldigen wir Ihn da nicht geradezu einer Thorheit und eines Verbrechens, das Niemand einem vernünftigen Menschen zutrauen würde?"

Dieß sind etliche Beispiele, wie Lacroix in seinen Heidenpredigten die geistigen und geistlichen Dinge mit Bildern aus dem Leben zu beleuchten pflegte. Freilich keine Schilderung vermag sie wiederzugeben. Wir haben sie in trockenem Deutsch hier niedergeschrieben; aber in Lacroix' Mund und in der klangreichen Musik der Bengâli-Sprache hatten sie ein Leben, eine Frische, eine Fülle der lebendigsten, in alle Details des Bildes eingehenden Schilderung, und waren zugleich begleitet von einer Macht des immer wandelnden Tons der Stimme, von einer Anschaulichkeit der Geberden, daß die ganze Versammlung oft wie verzaubert lauschte und unauslöschliche Eindrücke mit sich nahm. Hören wir, was sein Schwiegersohn Mullens von einer dieser Versammlungen erzählt. „Ich erinnere mich," schreibt er, „eines Samstag Abends, da Lacroix in einer der Bazâr-Kapellen predigte. Auf seine Bitte las ich die Geschichte von Ananias und Saphira aus der Apostelgeschichte. Dann predigte er wider das Lügen. Die Kapelle war von Anfang an voll, und die Leute saßen ungewöhnlich still und andächtig da. Zuerst erinnerte er an das furchtbare Vorherrschen der Lüge und Falschheit unter dem indischen und besonders bengalischen Volk; er zeigte, wie frühe schon bei den Kindern diese Sünde beginne, wie man nirgends dagegen ankämpfe, wie wenig man sich daraus mache. Er führte aus, wie eine große Sünde es sei, eine Sünde gegen Gott und gegen den Nebenmenschen, und welch furchtbares Strafgericht schließlich von dem großen Richter über Alle kommen müsse. Selbst schon in dieser Welt folge oftmals die Strafe, was er an einigen biblischen Geschichten deutlich machte. Dann erzählte er nochmals die Geschichte von Ananias und Saphira. Die Schilderung war wunderbar lebendig; alle Details wurden ausgefüllt, es fehlte nichts; er malte die Scene, als gienge sie vor unsern Augen vor: die schamlose Lüge, das kecke trotzige Gesicht, die Zuversichtlichkeit des Lügners, den ergreifenden Tod. Dann kam er auf die Geschichte Gehasi's. Er erzählte die Heilung Naemans; die

Habgier des Dieners des Propheten, seine Rückkehr zu seinem Meister, die kalte freche 'Bengāli-Lüge', die er ihm ins Angesicht zu sagen wagte, des Propheten zornige Antwort, den schrecklichen Fluch. Dann griff er mit überwältigender Macht die Gewissen seiner Zuhörer an, warnte sie vor dem zukünftigen Gericht und bot ihnen die unbegränzte Gnade Gottes an, die um des Opfers Jesu willen allen Menschen erschienen sei. Die Leute saßen da, wie von einem Zauber gebannt. Keiner dachte ans Gehen; und als die Rede zu Ende war und seine Stimme schwieg, stand ein Fremder, der augenscheinlich zum ersten Mal in einer Bazār-Kapelle gewesen war, mit einem tiefen Seufzer auf, als wollte er sagen: So etwas habe ich noch nie gehört."

Auch an komischen Scenen fehlte es jeweilen nicht. Eines Abends disputirte Lacroix in der Kapelle mit einem Mann über den Pantheismus. Der Mann war ganz verrannt in seine Lieblingsmeinung, daß Brahma (Gott) Alles sei, und war für keine Beweisführung zugänglich. Deßhalb erklärte Lacroix endlich, er könne nicht weiter streiten; dann aber griff er vor den Augen der versammelten Menge nach dem Schirm des Mannes und schickte sich an, die Kapelle zu verlassen. „Herr," rief der Mann, „der Schirm ist mein!" — „Dein sei der Schirm, sagst du?" entgegnete Lacroix ruhig. „Hast du nicht eben behauptet, Brahma sei Alles und Jedes? Du bist Brahma, ich bin es, und alle diese Leute sind es? Wie kann da von Mein und Dein die Rede sein? Der Schirm ist mein, so gut als dein, wie du selber bewiesen hast." Die Versammlung brach in lautes Gelächter aus; der Mann aber vermochte nichts zu erwiedern und gieng lautlos von dannen.

Daß Lacroix, der oft so stark wider die Thorheiten des Götzendienstes zeugte, stets mit Höflichkeit und Achtung behandelt wurde, ist ein ebenso gutes Zeugniß für ihn selbst, wie für die Hindu's. Kaum je ist ihm ein rohes Begegnen widerfahren, und doch ist er tausendmal allein durch Städte und Dörfer im Innern des Landes gewandert ohne weitern Schutz, als die traditionelle Unverletzlichkeit des Europäers. Während eingeborne Prediger, auch bei größter Vorsicht, je und je vom Religionshaß zu leiden haben, gerieth Lacroix, so viel wir wissen, nur Einmal in ernste Gefahr. Er predigte eines Abends in einer Bazār-Kapelle in Kalkutta. Plötzlich tritt ein fanatischer Hindu hinter ihn und ist im Begriff, ihn mit einem eisenbeschlagenen Knüttel niederzuschmettern. Durch eine providentielle

Fügung wandte sich Lacroix in diesem Augenblick nach der Seite, und der Schlag fiel, statt auf den Kopf, auf seine Schulter. Die Leute sprangen auf, ergriffen den Frevler und riefen nach der Polizei. Lacroix hielt sie zurück, stellte den Mann vor die Versammlung und redete ihn dann ohne die leiseste Spur von Aufregung in Stimme und Benehmen also an: „Du hast mich schwer und vielleicht tödtlich mißhandeln wollen; ich hätte ein Recht gehabt, dich der Strafe zu überliefern. Aber die Religion, die ich predige, lehrt mich, meinem Widersacher zu vergeben; um dieser Religion willen vergebe ich dir und lasse dich gehen." Die ganze Versammlung erhob sich und brach, — Hindu's und Götzendiener, wie sie waren, — in den nimmer endenden Ruf aus: „Sieg, Sieg dem Jesus Christus!" *) —

Was die Wirkungen dieser Heidenpredigten betrifft, so treten sie nicht geradezu häufig in eigentlichen Bekehrungen hervor; allein wie tief der Geist des Volkes dennoch aufgeregt ward, das zeigt am besten ein Artikel, der in einer bengalischen Volkszeitung erschien und also lautet: „Wir möchten den ernstlichen Rath geben, daß allen

*) In andern Gegenden sind die Missionare solchen Geduldsprüfungen häufiger ausgesetzt als in Bengalen. So wurde einer der Reiseprediger in Tinnevelly, während er vor einem Brahmanendorf Jesum verkündigte, mit einem Prügel dermaßen auf den Kopf geschlagen, daß nur sein mit Pflanzenmark dick gefütterter Hut ihm das Leben rettete. Unter einer Wolke von Staub und Steinen, die gegen ihn geschleudert wurden, zog er sich zurück, tiefbewegt, unter seinen Verfolgern auch ein schwaches Kind zu sehen, das kaum gehen konnte, aber zweimal seine Händlein mit Staub füllte, um dem vermeintlichen Feinde seiner Väter auch eines zu versetzen. Wie nöthig aber die größte Selbstbeherrschung für den Missionar ist, zeigt eine Geschichte, die sich auf einem großen Heidenfest zutrug. Der Missionar war mit vielen Büchern gekommen und predigte einer ansehnlichen Schaar von Festgästen. Ein alter Götzendiener nahm sich vor, ihn auf die Probe zu stellen. Er fragte: „Sie werden doch nicht zornig, wenn wir Ihnen widersprechen?" — Missionar: Nein. — „Gewiß, Sie werden nicht böse auf uns?" — Gewiß nicht. — „Nun bitte ich Sie, schenken Sie mir doch ein Buch, das mich lehren kann, auch wenn gereizt, nicht zornig zu werden." — Der Missionar gab ihm ein Evangelium; der Heide nahms, zerriß es und warf ihm die Stücke ins Gesicht. Der Missionar war überrascht und stieß einige zornige Worte aus, worauf die Zuhörer, sehr befriedigt, sich abwandten und ihres Wegs giengen. Auch der Prediger fand, daß er sich dießmal das Spiel selbst verderbt habe, und zog beschämt nach Hause. Je mehr die Heiden Gleichmuth und Leidenschaftslosigkeit für das Zeichen der höchsten Frömmigkeit halten, desto unerläßlicher ist für den Evangelisten ein stetes Ringen nach dem Geiste Jesu Christi, der unsern Lacroix befähigte, auch unvorbereitet das Böse mit Gutem zu überwinden.

diesen honigmündigen, aber weltzerstörenden Missionaren ein Brandmal auf die weißen Gesichter gebrannt, und der ganze Pack aus der Stadt verjagt würde; denn bis vor wenigen Jahren pflegten die Bewohner derselben, ohne irgend einem Widerspruch zu begegnen, sich große Verdienste dadurch zu erwerben, daß sie die Vorschriften und Ceremonien der Weda's befolgten. Ferner, der Hindu greift niemals die Religion Anderer an, noch weiß er daran etwas auszusetzen; aber diese weißantlitzigen schlauen Missionare, deren einzige Absicht es ist, die Religion Anderer zu zerstören, haben an verschiedenen Punkten der Stadt beziegelte oder strohbedeckte Häuser errichtet, wo sie mit schreckeneinflößenden Blicken stehen und gemäß dem Befehl ihrer eigenen fremden Schastras, genannt Bibel, die Thaten und das Lob des Sohnes der Jungfrau Maria verkündigen, wobei sie beide Hände emporheben, sich vorwärts und rückwärts bewegen, als wollten sie tanzen, und durch alle möglichen Mittel und Künste die Religion und Kaste der Hindu's zerstören. Wir wiederholen deßhalb unsern Rath, daß man ihnen ein Brandmal auf die weißen Gesichter einbrenne und sie zur Stadt hinausjage."

Man hat die Langsamkeit der Fortschritte der Mission in Indien oft — nicht etwa bloß beklagt, sondern als ein Zeugniß wider sie benützt. Man kennt eben Indien nicht. Das Kastenwesen ist eine Macht, wie das Evangelium keine ähnliche in irgend einem Lande gefunden hat. Menschlich gesprochen, werden Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte vergehen, ehe diesem dreitausendjährigen Uebel der Todesstoß gegeben werden wird. Mit den Wandlungen der Zeit und der Verhältnisse sich immer wandelnd, bleibt die Kaste in ihrem innersten Wesen dennoch immer dieselbe. Nichts ist im Stande, dieses Bollwerk zu stürzen, als das Evangelium; und von ihm ist bereits mehr als Eine Bresche in dasselbe gemacht worden. Der Volksgeist ist auf größere Veränderungen vorbereitet, der Weg ist gebahnt, die Kräfte sind in Bewegung. Und mehr als das; viele einzelne Seelen sind von der göttlichen Gnade ergriffen und gerettet worden; ja in einzelnen Fällen (wie wir in der Reisebene sahen) haben große Bewegungen stattgefunden, wo Hunderte von Götzendienern zum Kreuze Christi geführt wurden. Auch Lacroix hatte um jene Zeit etliche köstliche Erfahrungen machen dürfen. Wir erwähnen zwei Fälle, weil sie für die indische Mission besonders charakteristisch sind und in hundert ähnlichen Gestalten wiederkehren.

Der eine betrifft Tschouda Tschoron, einen jungen Mann in Bhowanipur. Er hatte schon etliche Jahre nach der Wahrheit gefragt, war langsam und allmählig in der Erkenntniß des Heilswegs fortgeschritten und wünschte aufrichtig, ein Christ zu werden. Endlich kam die Zeit der Entscheidung, und am 7. Mai 1837 ward er von Lacroix getauft. Tags darauf gelang es seinen Verwandten, entrüstet über die Schmach, die er durch seinen Abfall auf sie gebracht, seiner habhaft zu werden und ihn mit sich nach Hause zu schleppen. Hier ward jedes Mittel versucht, ihn zur Abschwörung seines neuen Glaubens zu bewegen. Ueberredung, Schmeichelei, Versprechungen aller Art wurden vergebens angewendet. Dann kam es zu Verwünschungen, Mißhandlungen, Verfluchungen; aber sein Herz blieb fest. Er ward endlich grausam geschlagen und fortgejagt. So kam er wieder ins Missionshaus. Dennoch wollten seine Verwandten nicht von ihm lassen. Nach zwei Tagen schon kamen sie mit der Nachricht, seine Mutter sei krank, ja sterbend, und zwar in Folge seines Schrittes; er möge doch nur für einige Augenblicke nach Hause kommen und die Mutter noch sehen. Er gieng und blieb lange aus. Die Seinen fielen ihm zu Füßen und flehten ihn, doch nicht solche Schmach über sie zu bringen. Sie appellirten an seine Kindesliebe, an seine Liebe zum Elternhaus, an die Kastenehre seines Vaters, und bearbeiteten dermaßen seine Gefühle, daß er endlich zu bleiben versprach. Aber er fühlte sich unsäglich unglücklich. Sein Gewissen, erleuchtet vom Worte Gottes, konnte sich unmöglich dazu hergeben, die Götzen wieder anzubeten. Er brach durch, lief aus dem Hause und gehörte von nun an ganz und ungetheilt Christo. Er wurde Katechist und diente treulich dem Herrn in der Mission. Seine Geschichte ist die Geschichte von Hunderten in Indien.

Ebenso charakteristisch ist der Fall des andern Mannes, den Lacroix um jene Zeit taufte. Es war ein Brahmane aus dem Nordosten von Bengalen, Gōwindagir mit Namen, — ein Mann von scharfem Verstand, kräftiger Statur und heftigem Temperament. Getrieben von einem geheimen höhern Bedürfniß, das der Hinduismus nicht zu stillen vermochte, begann er im zwanzigsten Jahr seines Alters das Leben eines Hindu-Büßers und beschloß, alle großen Wallfahrtsorte Indiens zu besuchen, ob er etwa den wahren Gott und bleibenden Frieden finden könne. Viele Jahre brachte er auf diesen Wanderungen zu. Er durchzog ganz Nord-Indien und besuchte selbst

die heiligen Orte in Himalaya; aber er fand, daß überall Priester-anmaßung und Aussaugerei die Hauptsache in den Hindutempeln war. Zuletzt kam er nach Kalkutta, nach dem berühmten Heiligthum von Kalighat. Eines Tags gieng er durch die große Bhowänipur-Hauptstraße, sah die erleuchtete Bazär-Kapelle und trat ein. Lacroix predigte. Der Mann blieb bis zum Ende der Predigt und bat dann um einen Traktat. Er kam wieder und wieder; alle Büßerzeichen waren unverändert an ihm zu sehen: der heilige Haarbüschel auf dem Kopf, die wenigen Fetzen, die an ihm hiengen, der Ueberzug von heiliger Asche vom Kopf bis zu den Füßen, und die Augen mit Blut unterlaufen vom berauschenden Hanfrauchen. Aber der Geist Gottes berührte sein Herz; er hörte, las, ward bewegt, betete und glaubte. Mit seinem klaren Verstand begriff er rasch alle Wahrheiten des Christenthums, und nach etlichen Monaten ward er getauft (1839). Er trat in das Predigerseminar ein und ward ein fleißiger Schüler. Sein Urtheil war scharf und treffend. Bald wurde er ein tüchtiger, beredter Prediger. Selbst als Dichter und Schriftsteller wirkte er für die Sache des Evangeliums. Namentlich wurde ein Traktat von ihm, der die verschiedenen Heiligthümer Indiens besang und die eigennützigen Schliche der Priester offenbarte, weithin mit Nutzen gelesen. Die Leute kamen in Schaaren, wenn es hieß, daß er predige. Seine ganze Geschichte war eine Predigt. In den Bazär-Kapellen und auf Missionsreisen ward er einer der tüchtigsten Gehülfen der Missionare.

Aber ach, er blieb es nicht. Noch im Jahr 1845 finden wir ihn als Begleiter der Missionare auf einer großen Predigtreise. Aber bald ließ er sich von einem katholischen Priester ködern, der es auf die Zerstörung der evangelischen Mission abgesehen hatte, zankte sich mit dem Missionar, verließ die Mission und fieng nun an, aufs heftigste gegen sie zu wüthen. Er zog zwei andere Katechisten und mehrere Christen nach sich; er verbrannte seine Bibel und predigte offen gegen den Glauben, den er noch soeben bekannt und vertheidigt hatte. Er glich dem Manne, aus dem ein böser Geist gefahren war, und als dieser das Haus gekehrt und gesäubert fand, kehrte er mit sieben andern Geistern zurück, die ärger waren, denn er. So giengs viele Monate lang, aber kein Glück wollte ihm blühen. Jener Priester, nachdem er seinen Zweck erreicht hatte, hörte auf, ihn und seine Mitabgefallenen zu unterstützen, und die Noth kehrte wie ein Ge-

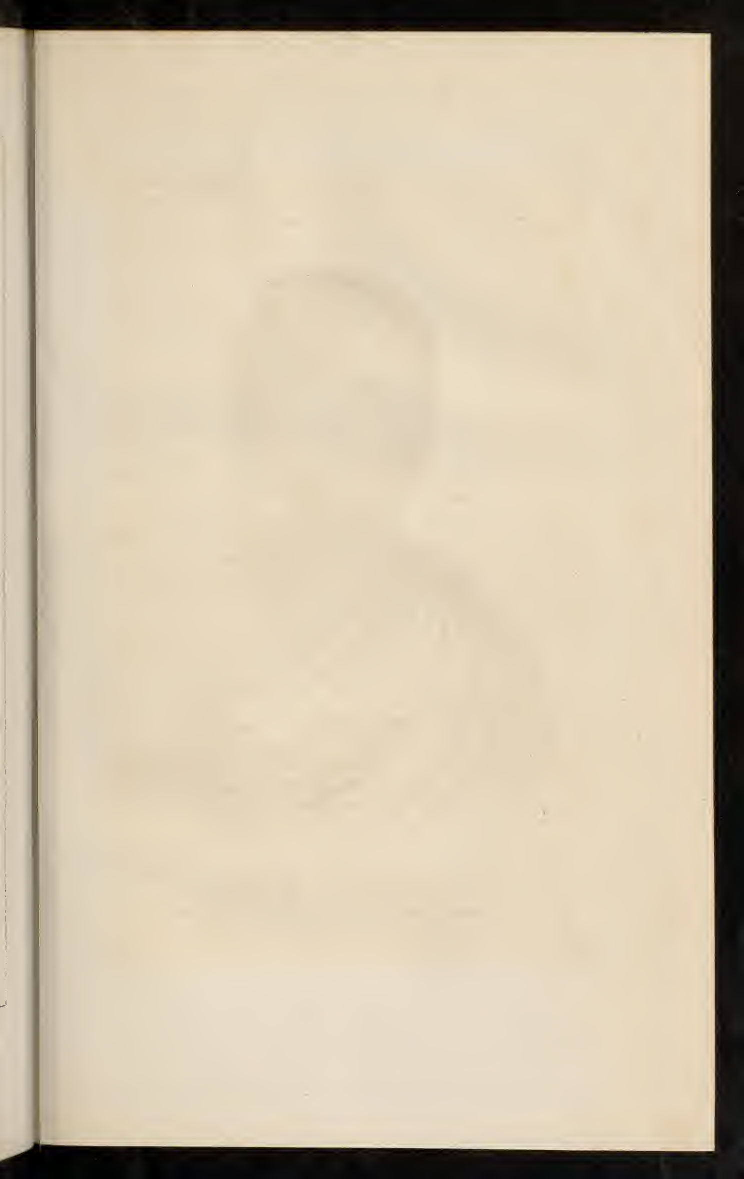
wappneter bei ihnen ein. Aber das Herz wollte sich nicht beugen und die frühere Leidenschaftlichkeit, die eine Zeitlang durch das Evangelium im Zaum gehalten worden war, brach in aller ihrer Heftigkeit wieder hervor. Da legte plötzlich der Herr seine Hand schwer auf Göwindagir. Sein einziger Sohn, sein Liebling und die Lust seiner Augen, für den er allein in der Welt zu leben schien, starb schnell an der Cholera. Er war wie vom Blitz getroffen. Aber als der erste Sturm der Gefühle vorüber war, fielen ihm die Schuppen von den Augen und er sprach: „Das ist Gottes Finger!" Er forderte von seiner Frau eine Bibel, um Trost in dem lang vernachläßigten Buche zu suchen. Sie erinnerte ihn daran, daß er sie verbrannt habe. Man suchte nach Ueberresten davon und fand endlich ein zerrissenes Blatt, in das etwas Tabak gewickelt war. Gleich dem verlorenen Sohn schlug er nun in sich und war entschlossen, bei seinem früheren Lehrer Hülfe in seinem namenlosen Elend zu suchen. Er kam nach Kalkutta und bekannte vor Lacroix seine ganze Geschichte. Dieser gab ihm die ernste Zurechtweisung und den treuen väterlichen Rath, dessen er bedurfte, und ermahnte ihn, mit Gottes Gnade vorne anzufangen. Er überließ ihm eine kleine Hütte, die in seinem Garten stand, und gab sich Mühe, für ihn Arbeit zu suchen, von der er leben könnte. Göwindagir war dankbar für die unerwartete Güte seines von ihm so tiefbetrübten Lehrers. Er wandelte von da an vorsichtig sein Lebenlang, und obwohl sein Sterbebette nicht das eines über den Tod triumphirenden Christen war, so konnte er doch im Frieden von hinnen scheiden als ein Brand, der vom ewigen Erbarmen aus dem Feuer gerettet ist.

Die Geschichte der indischen Mission ist voll von ähnlichen Fällen, und indem wir Göwindagir's Lebensgang, wie den des zuvor genannten Jünglings hier eingefügt haben, ist uns zugleich damit ein Bild vor die Augen getreten, das nur zu oft in den Erfahrungen der Missionare sich wiederholt.

---

## 2. Die Heimkehr ins Vaterland.

Neben der Heidenpredigt in den Bazār-Kapellen Kalkutta's führte Lacroix alljährlich in der kühleren Jahreszeit, allein oder von andern Missionsbrüdern begleitet, größere oder kleinere Predigttouren in den





Eine Hindufrau in ihrem Schmuck.

Nach einer Zeichnung von Missionar Kies in Guledgudd.

umliegenden Städten und Dörfern aus, um den Samen des Evangeliums weithin unter die Massen der Heiden auszustreuen. Wir werden davon an einer andern Stelle ausführlicher reden. Die Zeit aber rückte heran, wo er einer Erholung bedurfte.

Lacroix war nun nahezu zwanzig Jahre in Indien gewesen. Es ist wahr, er hatte eine eiserne Konstitution, und sein kräftiger, wie aus ehernen Sehnen gebauter Körper konnte Anstrengungen und Strapatzen ertragen, wie fast kein Anderer; allein die ununterbrochene Kette mühevoller aufreibender Arbeiten fieng doch allmählig an, auf Körper und Geist lähmend zu wirken. Die intensive Hitze Indiens wirkt besonders nachtheilig auf das Nervensystem des Europäers, und wenn Jahr für Jahr ihr Einfluß fortdauert ohne die wohlthätige Gegenwirkung von Frost und Kälte, so muß am Ende auch der stärkste und kräftigste Mann darunter zusammenbrechen. Selbst unter den günstigen klimatischen Verhältnissen Europa's bedürfen Männer, die mit geistiger Arbeit zu thun haben, einer jährlich wiederkehrenden Ausspannung und Erholung; in Bengalen war das — besonders zu jener Zeit*) — für die europäischen Missionare unmöglich. Während zwanzig Jahren hatte Lacroix nur ein einziges Mal für einige Wochen aufs Land sich begeben, um etwas auszuruhen. Im Jahr 1837 tauchte zum ersten Mal der Gedanke in ihm auf, England und sein schweizerisches Vaterland wieder zu besuchen, und zwar bei der Gelegenheit, als er seinen achtjährigen Sohn aus dem Fieberklima Indiens und aus dem verderblichen Gifthauch der heidnischen Umgebung zur Erziehung nach Europa sandte. „Da ich in England völlig fremd bin," schreibt er an seine Kommittee in London, „so kann ich nicht bergen, daß es meinem besorgten Vaterherzen sehr wohl gethan hätte, meinen Sohn dahin begleiten zu können und selber alle nöthigen Anordnungen für seine Unterbringung und Erziehung zu treffen. Auch andere wichtige Gründe, die sich auf die glückliche Entwicklung unsrer Mission, namentlich auf Gewinnung neuer Arbeiter für dieselbe beziehen, lassen mir einen Besuch in Europa wünschenswerth erscheinen. Da jedoch Gottlob meine Gesundheit sich noch fortwährend hält, selbst nach einem fünfzehnjährigen Aufenthalt

*) Neuerdings bieten die Eisenbahnen, welche sich nunmehr von Kalkutta bis zum Fuß des Himalaya ausdehnen, reichliche Gelegenheit zu einer Erfrischung in den kühleren Regionen des Gebirgs.

in diesem ungesunden und entnervenden Klima, und da überdieß die Zahl von Missionaren gegenwärtig überaus klein ist, so habe ich weder Muth, noch innere Freiheit, jetzt schon um die Gestattung meiner Heimreise nachzusuchen." Zwei Jahre später schreibt er: „Nach einem Aufenthalt von mehr als siebzehn Jahren in dem aufreibenden Klima Bengalens, und nachdem ich diese ganze Zeit über in dem gleichen Kreislauf von Arbeiten und Pflichten mich bewegt, zumal in einem Heidenlande, wo so wenig Erfolg sich zeigt, wo überhaupt so Weniges sich findet, das uns erfrischt, ermuthigt und aufrichtet, wo man immer genöthigt ist, geistliche Güter zu geben und auszutheilen, ohne irgend etwas dagegen zu empfangen, — da ist der Geist in Gefahr, schlaff und leer zu werden und etwas von seiner Spannkraft zu verlieren. Unter solchen Umständen bedarf es viel Wachsamkeit und viel Gnade von Oben, um in seinem Eifer nicht zu erlahmen und die Seele in der gesunden Frische zu erhalten, die dem Missionar unentbehrlich ist. Ich schäme mich nicht, ehrlich zu bekennen, daß ich auch etwas davon an mir erfahren habe. Ich hoffte deßhalb, daß, abgesehen von dem, was ich für die Förderung der Missionssache in Europa zu thun im Stande gewesen wäre, eine kleine Luftveränderung, vornemlich aber der Verkehr mit Christen in einem christlichen Lande, viel dazu beigetragen hätte, meinen Geist zu erfrischen, so daß ich mit neuer Kraft und Energie an mein Werk in Indien zurückgekehrt wäre, — an das Werk, dem mein Herz gehört und dem ich, so gut ich's vermag, bis ans Ende meiner Tage von ganzem Herzen dienen möchte."

Im Juni 1838 kam aus England die Antwort, daß die Direktoren ihm nicht nur mit Freuden die Heimkehr nach so langer und treuer Arbeit gestatten, sondern ihm auch den wärmsten und herzlichsten Willkomm in Aussicht stellen. Lacroix wartete jetzt nur noch auf die Winke seines himmlischen Meisters; denn er war sichs bewußt, daß in einer so wichtigen Sache, wo es um das Verlassen eines Arbeitskreises für längere Zeit sich handelte, der Geist des Herrn allein über das Wie und Wann zu entscheiden habe. Besonders war ihm klar, daß, wenn sein Besuch in der Heimat, namentlich in der Schweiz, auch für Andere gesegnet sein sollte, der Herr selbst den Weg bereiten und den Zeitpunkt bestimmen müßte. Er legte Alles geduldig in die Hände seines Gottes. Das aber kam ihm und Tausenden zu gute; denn hernachmals und bis ans Ende seines Lebens hat er es

immer wieder mit Dank gegen Gott bezeugt, daß, als er nun wirklich seine Heimat erreichte, keine andere Zeit dafür günstiger hätte sein können. Geduldiges Warten auf Gottes Führung ist ja immer der seligste Weg.

Erst im Dezember 1841 kam die Stunde seiner Abreise. Begleitet von seinen innig geliebten Brüdern Gogerly und Weitbrecht segelte er mit Frau und drei Kindern von Kalkutta ab und erreichte London nach einer angenehmen Fahrt im April 1842.

Lacroix sah nicht ohne einiges Bangen seinem Aufenthalt in Europa entgegen. Er wußte, was man von einem heimgekehrten Missionar erwartet. Er hatte von Andern gehört, wie es da gelte, unaufhörlich von Missionsversammlung zu Missionsversammlung im Land umherzureisen, die Leute mit fesselnden Geschichten zu unterhalten und von nichts als herrlichen großartigen Bekehrungen zu erzählen. Es war aber Lacroix' schwache Seite, daß er nicht gerne lange von den Seinigen entfernt war und es nicht liebte, unbekannte Häuser zu besuchen, täglich fremde Gesichter zu sehen und das Gleiche alle Tage wieder zu sagen. Zudem war er weder ein Freund von aufregenden Festreden, noch auch hatte er dazu besondere Begabung. Seine öffentlichen Reden bei Missionsversammlungen zeichneten sich zwar durch gesunde Natürlichkeit und durch jene einfache gerade Art aus, die immer die wichtigsten Züge des Missionslebens treffend hervorzuheben weiß. Aber weder nach Inhalt, noch nach Styl und Beredsamkeit trugen seine Ansprachen etwas Außerordentliches oder Begeisterndes an sich. Er hatte keine poetische Ader. Phantasie war nicht in seinen Ansprachen. Deshalb wartete man bei seinem öffentlichen Auftreten vergebens auf passende Citate aus genialen Schriftstellern, auf blumenreiche Bilder, auf musikalische Intonation, auf einen wohlklingenden Rythmus der Sprache, auf trefflich berechnete Wendungen, auf erhabene begeisternde Redefiguren. Nichts von alle dem. Er pflegte einfach die großen Hauptgedanken, die er der Versammlung aus Herz legen wollte, hinzustellen, legte sie dann mit großer Lebhaftigkeit auseinander, beleuchtete sie durch Beispiele und Einzelzüge aus der Mission und suchte vor Allem den Gewissen mit heiligem Ernste beizukommen. Dabei war er lebhaft in Gestikulation, ohne je die vollkommenste Selbstbeherrschung zu verlieren, und Jeder empfieng immer den Eindruck, daß, was er sagte, bei ihm innerste Wahrheit und heiliger Ernst sei.

Mit der herzlichsten Liebe ward er von den Direktoren der Londoner MG., die er nun zum ersten Mal persönlich kennen lernte, empfangen und erhielt hier in der gütigsten Weise die Versicherung, daß sie Alles was in ihrer Kraft stehe thun werden, um ihm den Aufenthalt in der Heimat angenehm zu machen und ihm Gelegenheit zu nützlichem Wirken zu verschaffen. „Ich bemerke zu meiner großen Freude," schreibt er an seine Freunde in Kalkutta, „daß in England die Liebe zur Mission allgemein in der Zunahme begriffen ist. Viele Christen nehmen ein lebendiges Interesse an der heiligen Sache. Andere freilich sind kalt geworden, weil sie am Anfang ihre Erwartungen von dem raschen Erfolg der Mission zu hoch gespannt hatten und nun sich getäuscht sahen. Eine treue Darstellung der Dinge, wie sie sind, sowohl von ihrer dunkeln, als von ihrer hellen Seite, ist immer das Beste, und je mehr man daran festhält, desto sicherer wird man unter den Christen der europäischen Heimat eine richtige Anschauung in Betreff der Mission und eine gesunde Theilnahme daran herbeiführen. Es ist dabei keine Gefahr, daß man die Dinge zu schwarz malen müsse; denn trotz aller Schwierigkeiten, mit denen wir zu kämpfen haben, bietet doch die Mission in Indien genug dar, um die Kinder Gottes zu ermuthigen und zur Ausdauer am heiligen Werke zu ermuntern." — Bald empfieng Lacroix auch von allen Seiten Aufforderungen, persönlich und öffentlich zu zeugen von dem, was er gethan und erlebt hatte. Wir können ihn auf diesen Missionsreisen nicht begleiten; nur eine von den Ansprachen, die er in der großen Exeterhalle zu London hielt, müssen wir theilweise hier mittheilen, zumal da sie eines seiner Lieblingsthemate behandelt: — die Bereitschaft Indiens für das Evangelium. Er vergleicht dabei dieses große Missionsfeld mit dem Zustande des römischen Reichs zur Zeit der Erscheinung Christi.

„Als unser Herr Mensch ward," sagte Lacroix, „da war die Welt für sein Kommen vorbereitet durch vielerlei Umstände, welche die socialen, sittlichen und politischen Interessen der Menschheit aufs tiefste berührten. Alle diese Umstände aber sind, wie jeder denkende Christ zugeben muß, durch Gottes unmittelbare Dazwischenkunft gerade so geordnet worden. Wenn deshalb heutzutage dieselben Vorbereitungen in der Heidenwelt sich finden, handeln wir da verkehrt, wenn wir ihr das Evangelium senden? Wahrlich, wir gehen niemals verkehrte irrthümliche Wege, wenn wir Gottes Nachahmer sind. Wenn

Gott einen gewissen Zeitpunkt der Vorbereitung für den geeignetsten hielt, um Seinen Sohn in die Welt einzuführen, wahrlich so müssen wir jetzt, wo wir die gleichen Züge der Zubereitung in einem Heidenlande wiederfinden, zugeben, daß Gott dieses Land für das Evangelium zubereitet hat, und daß Er will, daß man dasselbe jenem Lande bringe. Alle diese erforderlichen Umstände finden sich aber heutzutage in Indien. Lasset mich näher darlegen, was ich meine. Zur Zeit der Erscheinung unseres Herrn lag fast der ganze damals bekannte Erdkreis unter der Herrschaft der Römer und war so Eine große Monarchie geworden, — ein Umstand, der den Verkehr der Nationen unter sich wesentlich erleichterte. Nun, das Gleiche ist jetzt in Indien der Fall in Folge der Eroberungen der Engländer, welche dadurch unzählige Stämme und Völkerschaften, die zuvor feindselig einander gegenüberstanden, unter Einer Oberherrlichkeit, Regierung und Verwaltung vereinigt haben. Es ist eine Regierung, die soweit sich als eine christliche bekennt, daß sie den Missionaren, — ich spreche es mit aufrichtigem Danke aus, — unbeschränkte Freiheit giebt, hinzugehen, wohin es ihnen beliebt, und ihr Werk in vollkommener Sicherheit zu treiben. Nehmet ferner dazu die allgemeine Erwartung, die um die Zeit der Erscheinung Jesu überall herrschte, daß ein großer König in Judäa aufstehen werde, dessen Herrschaft eine universale sein und den ganzen damaligen Bestand der Dinge umgestalten werde, — eine Erwartung, an die sich zugleich die Vorstellung knüpfte, daß große sittliche Revolutionen eintreten und die vorhandenen Religionssysteme fallen werden. Nun, das Gleiche findet sich jetzt in Indien. Dort erwarten alle Hindu's ohne Unterschied, laut einer alten Weissagung in ihren heiligen Büchern, daß in dem gegenwärtigen Kalijuga (Zeitalter, da Kali, das Prinzip des Bösen herrscht,) ihre Religion stürzen und eine durchaus neue Ordnung der Dinge eintreten werde. Auch die Arbeiten der Missionare haben diese Erwartungen verstärkt, daß eine große Neugestaltung der Dinge vor der Thür sei. Daher kommt es, daß die Hindu's eine so merkwürdige Gleichgültigkeit an den Tag legen, wenn es gilt, ihre eigenen Götter zu vertheidigen; denn was lähmt jede Anstrengung für eine Sache tiefer und gründlicher, als das Verzweifeln am Erfolg? — Erinnert euch ferner an den Umstand, wie in so vielen Theilen des römischen Reichs Juden sich niederließen, die den Heiden einen reineren Gottesdienst vor Augen stellten, und vergesset nicht die berühmte Uebersetzung des alten

Testaments in die griechische Sprache, durch welche die herrliche Selbstoffenbarung des wahren Gottes Allen zugänglich ward. Aehnliches findet sich jetzt in Indien. Denn dort sind nun christliche Europäer, statt der Juden, über das ganze Land zerstreut; überall finden sich Kirchen und Kapellen, wo die Eingeborenen einen reineren Gottesdienst vor Augen haben; das Wort Gottes ist in die Landessprachen übersetzt und samt vielen Traktaten nach allen Richtungen hin verbreitet. Wahrlich diese Schriften wirken jetzt noch viel tiefer auf den indischen Volksgeist, als es einst im römischen Reiche mit dem griechischen A. Testament der Fall war. — Noch auf ein anderes Zeichen der Vorbereitung muß ich hinweisen. Als im römischen Reiche das Heidenthum zu wanken und zum Untergang sich zu neigen anfieng, da nahmen die Anhänger des Alten die platonische Philosophie zu Hülfe, um den wankenden Bau zu stützen. Dadurch kamen geläutertere Ideen in Umlauf und das Heidenthum ward etwas schmackhafter für diejenigen, die zu aufgeklärt waren, um dem groben Götzendienst noch anzuhangen. Würdet ihr es glauben, meine Freunde, daß das ganz gleiche Experiment jetzt in Indien gemacht wird? Da sind viele gelehrte Brahmanen, unter ihnen die Nachfolger des berühmten Rammohan Ray, die völlig daran verzweifeln, den Hinduismus in seiner alten rohen Form aufrecht halten zu können, und nun bemüht sind, eine aufgeklärtere Religion an dessen Stelle zu setzen, — eine Religion, die hauptsächlich auf die besseren Stücke der alten Weda's gegründet ist, und die da lehrt, den Gott der Natur ohne alle sinnliche Darstellung zu verehren. Die ausgesprochene Absicht dieser Hinduphilosophen ist, den 'furchtbar raschen' Fortschritt des Christenthums, wie sie sich ausdrücken, aufzuhalten und dem Volk eine Religion zu bieten, die dem aufgeklärten Zeitalter angemessener sei, als das alte Götzensystem. — Ich erinnere noch an eine andere große nationale und sittliche Revolution, — die Revolution des sechzehnten Jahrhunderts (Reformation). Ihr wisset, sie ist zu einem großen Theil vorbereitet und herbeigeführt worden durch das Wiederaufleben der klassischen Literatur, durch die Schriften eines Erasmus und Anderer, welche insgesamt die Tendenz hatten, das herrschende (römisch-katholische) System in Mißkredit zu bringen und der unerträglichen Tyrannei der Priesterschaft einen tödtlichen Schlag zu versetzen. In Indien gehen heutzutage ganz ähnliche Dinge vor, die dem Sieg der Wahrheit den Weg bereiten. Dazu gehört das eifrige

Studium der europäischen Wissenschaft und Literatur, die Anstrengungen der Presse, der Verkehr mit den Europäern und die Arbeiten der Missionare. Die Folge davon ist, daß bereits viele tonangebende Männer unter den Eingeborenen den Glauben an ihr eigenes Religionssystem hinter sich geworfen haben. Ja, in der Hauptstadt Indiens ist diese Stimmung so vorherrschend, daß ich eine ganze Reihe von Männern kenne, die bei der ersten günstigen Gelegenheit bereit sind, dem Hinduismus Lebewohl zu sagen, dem sie nur noch aus Furcht vor Schmach und Verfolgung äußerlich anhangen. — So frage ich euch, meine Freunde, ob es vom Nordpol bis zum Südpol irgendwo eine Nation giebt, die so augenscheinlich vom Herrn vorbereitet ist für die Aufnahme des Evangeliums, als Indien?.."

Mit Anfang Juni 1842 brach Lacroix in Begleitung seines Freundes Weitbrecht von England auf, um über Holland, wo er seine alten Freunde begrüßte, und den Rhein hinauf, sein schweizerisches Vaterland nach einer Abwesenheit von 26 Jahren wieder zu betreten. Schon seit langer Zeit hatte er diesem glücklichen Augenblick mit Sehnsucht entgegengesehen. Doch nicht um in Gefühlen zu schwelgen, sondern um seinem lieben Vaterland im Namen des Herrn Dienste zu thun, war er hieher gekommen. Seit Jahren hatte er dafür Plane gemacht; er hatte die Art und Weise seiner Thätigkeit überdacht, das nöthige Material dafür gesammelt und vorbereitet und oft am Thron der Gnade um Weisheit und Kraft, sowie um Gottes Wegbahnen gefleht, damit Alles wohl gelinge. Er wußte, daß auch der heimkehrende Missionar ein großes Werk auszurichten habe. Dazu hatte er sich längst bereitet. Und der Herr hat in Erhörung seiner Bitten es ihn erfahren lassen, daß seine Rückkehr ins Vaterland gerade in die rechte Zeit fiel, und daß es ihm gegeben werden sollte, für die Sache Gottes in der Schweiz in einem Maaße zu wirken, wie es Wenigen vor und nach ihm gelungen ist.

Vor dem Jahr 1842 war die Sache der Mission den christlichen Gemeinden in der französischen Schweiz verhältnißmäßig noch wenig bekannt. Die Basler MG. war wohl einzelnen Personen lieb und theuer geworden, aber den Gemeinden im Großen und Ganzen war sie noch zum größten Theil eine fast unbekannte Sache. Ein kleiner Missionsverein bestand seit 1821 in Genf und andern Orten; aber der jungen Männer, die selbst in die Mission einzutreten den Muth hatten, waren so wenige, daß man sie an den Fingern zählen konnte.

Die Kirchen von Genf und Waadt befanden sich längere Zeit in einem innern Gährungsproceß, aus welchem die Trennung in eine freie und eine nationale Kirche hervorgieng, und unter dessen tiefgreifenden Erregungen das Bewußtsein von der großen Schuld der Christenheit gegenüber dem fernen Heidenthum vorerst in den Hintergrund trat. Die Frucht jener Kämpfe und der daraus hervorgehenden Kontroversen war, daß die Erkenntniß der evangelischen Wahrheit und das wahrhaftige Leben aus Gott in den Gemeinden tiefere Wurzeln schlug. Die Zahl der Gläubigen wuchs rasch. Im Jahr 1834 kam Gobat nach Genf. Seine Ansprachen verbreiteten zuerst in weiteren Kreisen die Bekanntschaft mit der Mission und regten zu lebendiger Theilnahme daran auf. Die Schaar frommer Laien, die von Herzen Christum lieb hatten und Seiner Sache zu dienen begehrten, wuchs von Jahr zu Jahr an Zahl und Einfluß. Die neue theologische Schule in Genf wirkte in steigendem Maaße mit, das Werk Gottes zu fördern. Die Zahl gläubiger Prediger und Pfarrer nahm zu. Die Streitigkeiten fiengen an zu erlöschen. Männer von allen Ständen und Klassen fühlten sich angetrieben und berufen, für die Ausbreitung der göttlichen Wahrheit in der Welt durch Thaten des Glaubens und der Liebe praktisch etwas zu thun. Gerade in jenem Zeitpunkt kam Lacroix in der Schweiz an und zog sofort Aller Augen auf sich. Seine reifen Mannesjahre und seine große Welterfahrung gaben seinen Aeußerungen Bedeutung und Nachdruck; seine umfassende Bekanntschaft mit dem Werk der Mission zog alle jene Männer zu ihm, die gerne wissen wollten, was unter den Heiden geschieht; seine Nüchternheit und Besonnenheit in Allem, was er sprach, brachten jeden Vorwurf, daß er ein Enthusiast sei, zum Schweigen; die ganze Einfalt seines Wesens, die nicht zu eigenen selbstischen Zwecken, nicht für eine bestimmte Gesellschaft, sondern für den Heiland, der für Alle gestorben ist, die Herzen gewinnen wollte, zog die Liebe und das Vertrauen Aller mächtig zu ihm hin; endlich seine Freiheit und Unabhängigkeit von allen lokalen Interessen, — denn er war ein Gast aus fremdem Land, — machte ihn zum glücklichen Vermittler zwischen Brüdern der verschiedensten kirchlichen Richtungen, die bisher durch Sonderinteressen einander ferne gehalten waren. Lacroix erkannte mit hellem Blick diese Gunst der Umstände und suchte sie mit heiligem Ernst und brennender Liebe zu benutzen; und reich gesegnet war das Werk, das ihm hiemit anvertraut war.

Am 16. Juni 1842 kam er in Basel an, wo er von allen Gliedern unseres Missionskreises mit der wärmsten Liebe begrüßt ward. Er eilte aber schon nach zwei Tagen weiter, um sein liebes Lignière und die Freunde seiner Jugend wiederzusehen; doch versprach er, auf die bevorstehenden Jahresfeste (Anfang Juli) wieder nach Basel zu kommen. Und wer könnte die prächtige Gestalt, die warme gemüthvolle Herzlichkeit, die liebenswürdige Lebendigkeit und die feine edle Natürlichkeit dieses Mannes vergessen? Seine öffentlichen Ansprachen am Jahresfest, seine reichen Mittheilungen in engeren Freundeskreisen gewannen Aller Herzen. Man mußte ihn lieben, und man fühlte, daß man wieder geliebt ward. Aber der Herr hatte noch wichtigere Aufgaben für ihn bereit. Lacroix erbot sich der Missionskommittee in Basel, zur Belebung des Missionsinteresses die französischen Kantone der Schweiz zu bereisen. Dabei schwebte ihm Ein bedeutungsvoller Gedanke besonders vor Augen, den er mit seinem Freund Weitbrecht oftmals durchsprochen, und für dessen Ausführung er längst reiche Vorbereitungen getroffen hatte. Er meinte: die Theilnahme an der Mission sollte nicht blos durch einzelne Ansprachen bei Missionsfesten oder dergleichen geweckt werden, sondern es thue namentlich Noth, vor dem gebildeteren Theil des Publikums wohlgeordnete und gründlich ausgearbeitete Vorlesungen über die Mission zu halten. Das Material hiefür hatte er längst gesammelt. Genf, glaubte er, dürfte zunächst der geeignetste Ort hiefür sein. Die Kommittee in Basel erkannte sofort die Wichtigkeit dieses Planes, und ohne Verzug wurden Verhandlungen mit den Genfer Freunden gepflogen. Der edle Pastor Barde in Genf und der unvergeßliche ehrwürdige d'Espine (Vater) ergriffen mit lebhaftem Interesse die Sache und trafen die nöthigen Vorkehrungen. Im Anfang des Oktober traf Lacroix in der berühmten Stadt Calvins ein.

Es war angeordnet worden, daß die Vorträge in dem Saal stattfinden sollten, wo Pastor Barde am Sonntag seiner Gemeinde zu predigen pflegte. Er konnte etwa 200 Personen fassen und stand nahe bei der großen Peterskirche. Als aber die festgesetzte Zeit kam, fand sich's, daß schon eine halbe Stunde zuvor draußen vor den Thüren eine Menge Menschen versammelt waren, die keinen Platz mehr fanden. Barde eilte nach dem nahen Kasino, ließ es rasch beleuchten und bald bewegte sich die ganze Menge dahin. Die große Halle, sonst zu Konzerten verwendet, faßt etwa tausend Menschen. Bei dieser

ersten Vorlesung hatten sich bei 400 Zuhörer eingefunden. Lacroix schilderte die seltsamen Ideen der Hindu's über den Ursprung, den Charakter und das Treiben ihrer Götter, und verweilte namentlich bei den zehn Inkarnationen (Fleischwerdungen) des Gottes Wischnu. Alles hieng mit Aug und Ohr an den Lippen des Redners. Bei dem zweiten Vortrag hatte die Zuhörerschaft sich verdoppelt; fast die ganze Halle war gefüllt. Dießmal sprach er von den Tempeln, Priestern, Festen, Opfern und Wallfahrten der Hindu's und ihren religiösen Ceremonien. Die Aufmerksamkeit, das Interesse, die Spannung stieg. Am 15. Oktober, bei der dritten Vorlesung, war das Kasino gedrängt voll. Mehr als tausend Menschen, darunter die Geistlichkeit Genfs und viele Pfarrer von der Nachbarschaft, hiengen athemlos an Lacroix' Lippen, als er die ersten Anfänge der Mission in Indien schilderte und die verschiedenen Methoden beschrieb, wie man heutzutage dort den kolossalen Bau des Hinduismus zu untergraben und zu stürzen bemüht ist. Die Versammlung ward bald zu unbezwinglicher Heiterkeit, bald zu Thränen bewegt, als er das Leben eines Missionars, sein Predigen, seine Kapellen, seine Zuhörerschaft und die Art und Weise beschrieb, wie er den Leuten ans Herz zu kommen versucht. Eine Reihe von Anekdoten aus seiner persönlichen Erfahrung würzten das Ganze. Bei der vierten Vorlesung, wo er von den eingeborenen Gemeinden sprach, war die Versammlung größer als je, und bei der fünften, über die Hindernisse, die sich dem Missionar und seinem Wirken entgegenstellen, fanden Viele keinen Platz mehr. Die Halle war gedrückt voll; Geländer, Thüren und was sonst im Wege war, mußten entfernt werden und jeder Zoll des Bodens war von gespannten Zuhörern besetzt. Die Vorzimmer, die Hausflur, die Treppen waren voll, und etliche vornehme Genfer waren froh, auf den kleinen Stufen, die zum Rednerstuhl führten, ein Plätzchen zu finden. Sehen konnten Viele nichts, sie vermochten kaum zu athmen; aber die starke kräftige Stimme Lacroix' und sein vortreffliches Französisch ließ jedes Wort klar bis auf die Treppen hinaus dringen. So etwas war in Genf noch nie erhört; eine so empfängliche Hörerschaft hatte noch kein Missionsredner gefunden. Man hatte schon längere Zeit vorher in Genf angefangen, die Missionspflicht zu erkennen, — die Pflicht, den Heiden das Evangelium zu bringen. Viele ausgezeichnete Christen der Stadt, namentlich unter den Laien, hatten schon längst den Wunsch gehabt, das Ihrige zu

thun. Alte Einwürfe und Vorurtheile gegen die Mission waren im Verschwinden begriffen; — und nun war Lacroix gekommen: seine Mittheilungen waren so lehrreich, die Thatsachen, die er gab, so interessant, seine Schilderungen so lebhaft; sein Urtheil war so maaßvoll, sein Zeugniß so treu, so wahr, sein Ton so warm, so herzandringend: — was Wunder, daß seine lebhaften Landsleute entzückt, hingerissen, begeistert wurden, und daß seine Vorträge das Gespräch der ganzen Stadt in jenen Tagen waren.

Bei der fünften Vorlesung ereignete sich ein Umstand, der nicht geringes Aufsehen erregte, und den wir erwähnen müssen. Die meisten Prediger der Stadt, unter ihnen der Präsident des Konsistoriums der Staatskirche, hatten sich eingefunden. Alle waren von den wärmsten Gefühlen für Lacroix und für die Sache, die er vertrat, beseelt. Da forderte der Präsident den Prediger Pilet auf, zum Eingang ein Gebet zu sprechen. Es war dieß ein höchst einfacher Umstand, und doch eine Sache von hoher Bedeutung. Pilet war einer von den aus der Staatskirche ausgeschiedenen Pastoren des Oratoire, und man weiß, wie lange Jahre hindurch ein heißer Kampf und Zwiespalt zwischen diesen und den Pfarrern der Nationalkirche geführt wurde. Eine solche öffentliche und ehrende Anerkennung aber eines freikirchlichen Pfarrers von Seiten des Präsidenten der Nationalkirche, in Mitten einer so großen öffentlichen Versammlung, war etwas ganz Neues; mit um so größerer Freude aber begrüßten alle Anwesenden diese Thatsache, und während Pilet betete, vergossen Viele Thränen des Dankes, da sie darin ein glückliches Zeichen der Einigung und des Friedens zwischen den beiden so lange einander entfremdeten Kirchengemeinschaften erkannten. Es muß eben immer wieder sich herausstellen, daß die Mission das Panier des Friedens und der selige Einigungspunkt ist, in welchem sich die meisten kirchlichen Gegensätze wieder zusammenfinden.

Die letzte Vorlesung nahte heran. Man fühlte, daß man diese Gelegenheit treulich benützen müsse. Da das Interesse an der Mission und die Theilnahme an den Vorlesungen mit jedem Tag so sehr gewachsen war, daß in der Stadt und Umgegend fast von nichts Anderm mehr geredet ward, so war bei der letzten Vorlesung voraussichtlich ein außerordentlicher Zulauf von Menschen zu erwarten. Deßhalb wandten sich die leitenden Freunde an die kirchlichen Behörden von Genf mit der Bitte um Ueberlassung einer der großen Kir-

chen für diesen Zweck. Das Gesuch ward einstimmig und freudig gewährt; ja die Behörde sprach den Freunden ihren Dank aus für den großen Segen, den sie der Stadt und dem Kanton dadurch bereitet hätten, daß sie den trefflichen Lacroix zu kommen veranlaßt haben. Auch wurde der Beschluß gefaßt, daß sämtliche Pastoren der Staatskirche bei der Vorlesung anwesend sein sollten. Die Kirche LaMadelaine wurde als die passendste ausgewählt, da sie warm, gut beleuchtet, geräumig und zweckmäßig bestuhlt war. Es ist ein schöner Bau, lang und stattlich, auf drei Seiten mit Gallerien (Emporkirchen) und mehreren Seitenkapellen versehen, — einst die Stätte, wo Farel's gewaltige Predigten ertönten. Die Vorlesung war auf Sonntag den 23. Okt. Abends 4 Uhr angesetzt. Die Kirche war bis in die hintersten Winkel angefüllt. Selbst in den Gängen waren Sitze und Bänke aufgestellt, und Hunderte fanden nur noch zum Stehen ein Plätzchen. Man schätzte die anwesende Menge auf 3000 bis 3500 Personen. Seit Farel's Tagen war kaum eine ähnliche Versammlung in diesen Räumen gewesen. Um die Kanzel her war eine Tribüne errichtet; hier nahmen sämtliche Geistliche der Stadt, Staatskirchliche und Dissenters, Platz, — ein Schauspiel, das seit vielen Jahren nicht mehr war gesehen worden, und das Jedermann für unmöglich gehalten hätte. Und nicht aus Genf allein waren die Leute zusammengeströmt, sondern aus Ferney, einst Voltaire's Wohnsitz, von den Abhängen des langgestreckten Salève und den Thälern Savoyens, von den hügeligen Straßen Lausanne's, von den Rebengeländen des Waadtlands, von allen Seiten waren Leute herbeigekommen, um Lacroix zu hören.

Und Lacroix war heute mit doppelter Gnade ausgerüstet. Der Geist des Herrn schien seine Lippen mit der glühenden Kohle vom Altar des obern Heiligthums berührt zu haben. Zwei Stunden lang sprach er von den Erfolgen, welche die Mission in Indien errungen hat, und von den Hoffnungen, die an die Zukunft sich knüpfen. Seine Stimme ward bis in den hintersten Winkel der Kirche deutlich vernommen, und der Eindruck, den sein Vortrag machte, war tief und mächtig. Als er von der allgemeinen Erwartung unter den Hindu's sprach, daß die Kaste stürzen und das Christenthum in nicht ferner Zukunft zur Herrschaft gelangen werde, legte er seinen Hörern ans Herz, daß in allen diesen Umständen eine große Ermuthigung liege, zu treuer Ausdauer im Missionswerk und zu neuen größeren

Anstrengungen, um die Heidenwelt zu retten. „Ihr seid es dem Gott, den ihr verehret, schuldig," rief er, „Seinen Namen in den Ländern zu verkündigen, wo er noch unbekannt ist. Würdet ihr wohl einem geliebten Vater es verweigern, einen solchen Dienst ihm zu thun? Ihr seid es eurem Erlöser schuldig, Sein Reich unter den Heiden aufzurichten. Und was verlangt Er von euch, damit dieses herrliche Ziel erreicht werde? Nun ja, vielleicht das Opfer eurer persönlichen Behaglichkeit; vielleicht etwas Weniges von eurer Habe, ein wenig eigene Theilnahme an dem Werk, und dazu euere Gebete für die heilige Sache. Und für das Alles — was wird euch dafür? Ists denn ein Geringes, das Werkzeug sein zu dürfen, daß euern Mitmenschen der Segen des Christenthums zu Theil wird, von dem sie bisher nichts gewußt haben? Ists denn so gar nichts, ihnen einen Balsam reichen zu dürfen, der ihren Jammer stillt, — die Hoffnung des ewigen Lebens ihnen zu bringen, die ihren verschmachteten Geist in der Stunde des Todes tröstet, und so ein Zeitalter der Glückseligkeit ihnen anzubahnen, das herrlicher ist, als jenes goldene Zeitalter, das eine menschliche Phantasie sich ausmalt? — Ein jeglicher von euch frage sich hier als vor dem Angesichte Gottes, was er thun könne für die Förderung der Mission; er frage sich, ob er nicht etwas von seiner Zeit, seiner Habe, seinem Einfluß, seiner Kraft dieser heiligen Sache zu weihen im Stande sei. Ich empfehle euch nicht ausschließlich die Gesellschaft, in deren Diensten ich stehe [Londoner MG.], obgleich sie mir besonders theuer ist. Lasset eure Unterstützung der Gesellschaft in Basel, in Paris oder wem ihr wollt, zu Theil werden. Eine kleine Summe, die regelmäßig gegeben wird, ist von größerem Werth, als gelegentliche große Gaben. Lasset mich euch erinnern an die Thatsache, daß im letzten Jahr die große Summe von 25,000 Franken allein von Sonntagsschulen in England zusammenkam, dadurch daß sie wöchentlich ihren Penny (10 Centimes) regelmäßig für die Mission gaben. Aber während ich euch bitte, reichlich zu geben, so wünsche ich doch vor Allem, daß ihr jede Gabe mit anhaltendem und gläubigem Gebet um den Segen des Herrn begleitet."

Lacroix schloß mit folgenden Worten: „Und nun, geliebte Brüder, unsre Zusammenkünfte sind zu Ende. Ihr habt Alles vernommen, was ich euch zu sagen hatte. Ich danke euch aufs herzlichste für die unermüdliche Theilnahme, mit der ihr diese Vorträge angehört habt. Ohne Zweifel werde ich nicht mehr zu euch reden. Ge-

denket dessen, der oft im Geiste bei euch sein wird, obschon er selbst fern im fremden Lande wohnt. Lebet wohl. Gnade, Barmherzigkeit und Friede sei mit euch immerdar."

Seine Stimme wollte ihm vor tiefer Bewegung versagen, als er diese Worte sprach. Die gleiche Bewegung gieng durch die ganze große Versammlung, Viele weinten. Als er geschlossen, erhob sich Pastor Barde, sprach ein paar kurze Worte zur Gemeinde und wandte sich dann zu Lacroix, um ihm im Namen Aller zu danken und des Herrn Segen für seine fernere Laufbahn zu wünschen. Er sprach seine Hoffnung aus, daß großer und und unvergänglicher Segen aus seinem Aufenthalt in Genf hervorgehen, daß ein lebendigerer Missionseifer in ihrer Aller Herzen entbrennen und der Geist der Einigkeit und brüderlichen Liebe kräftig unter ihnen wirken werde, daß keine kirchlichen Differenzen mehr sie von einander zu scheiden vermögen. Pastor Bouvier schloß mit brünstigem Gebet. In den Becken an den Kirchthüren aber fanden sich 800 Franken, eine damals für Genf ungewöhnliche Summe, die zu drei Viertheilen an die Londoner Missionsgesellschaft, als Zeichen des Dankes und der Liebe, das Uebrige nach Basel gesandt wurde.

Am späten Abend kamen noch 25 Prediger im Hause des Herrn Barde zusammen, um mit Lacroix die besten Mittel zu besprechen, durch welche der nun angeregte Missionssinn lebendig erhalten und gepflegt werden könnte. Am folgenden Morgen aber, als Lacroix einen Abschiedsbesuch bei Professor Munier machte, trat noch ein Umstand ein, der von nicht unwichtigen Folgen war. Abends zuvor war eine fromme Dame, die nun in der obern Heimat ist, in der Madelaine gewesen, um den letzten Vortrag zu hören. Beim Heraustreten aus der Kirche sagte sie zu Madame Munier kurz, aber entschieden: „Jetzt müssen wir etwas thun." Die Freundin stimmte von Herzen bei. Als nun Lacroix am Morgen kam, um Abschied zu nehmen, wurde ihm von Madame Munier die Frage vorgelegt, ob es in seiner Missionsarbeit irgend einen besondern Zweig gebe, den er, wenn er dafür hinreichende Unterstützung erhielte, mit größerer Energie zu betreiben vermöchte, als bisher. Lacroix dachte sogleich an die Reisepredigt, für welche er von seiner Kommittee keine Extraverwilligung erhielt, und gab den Freunden eine Schilderung dieser Aufgabe. Professor Munier fragte: „Wie viel Geld wäre nöthig, um die Reisepredigt systematisch und mit größerem Erfolg zu

betreiben?" Lacroix überlegte die Sache und sagte dann: „Etwa zweitausend Franken." Sofort verpflichteten sich die Freunde dazu, und so schied man von einander. Dieses kurze Gespräch hatte die gesegnete Folge, daß nicht nur Lacroix selbst alljährlich die nöthige Summe zur Ausführung des genannten Planes erhielt, sondern daß auch andere Gesellschaften, unter ihnen auch Basel, reichliche Unterstützungen aus Genf erhielten. Die Sache aber gieng so zu: — Die beiden Damen, die vor der Kirchthüre der Madelaine das Wort gesprochen: „Jetzt müssen wir etwas thun," beschlossen nach eingehenden Berathungen alljährlich um Ostern einen „Missionsbazar" zu halten, wozu Jedermann Handarbeiten u. dergl. beizutragen eingeladen werden sollte. Viele willige und kunstfertige Hände machten die Ausführung leicht und erfolgreich. Im ersten Jahr ertrug der Verkauf genau die Summe, die versprochen worden war. Das zweite Jahr trug mehr ein; das dritte war noch günstiger. Die Beiträge wuchsen fort und fort, und während Lacroix alljährlich die zugesagte Summe erhielt, konnten auch andere Gesellschaften reichlich unterstützt werden. Gegenwärtig hat dieser Arbeitsverein, von vierzig Damen in Genf geleitet, gegen achthundert Mitglieder in allen Theilen der Schweiz, und die jährliche Summe, die der Bazar abwirft, beläuft sich etwa auf 9000 Franken. Das ist das Ergebniß jenes entschlossenen Wortes einer einzigen Dame: Jetzt müssen wir etwas thun!

Lacroix hielt ähnliche Vorträge in Lausanne, in Neuchatel, in Paris, überall mit nicht unbedeutendem Erfolg; Genf aber behielt die Palme. Im Sommer 1843 nahte sein Aufenthalt in Europa dem Ende, und er bereitete sich zur Rückkehr nach Indien. Selten hat ein Missionar so viele rührende Beweise der Liebe und Achtung mit sich auf sein Arbeitsfeld zurückgetragen. Auch seine Kommittee sprach sich vor seinem Scheiden in der rührendsten Weise gegen ihn aus. Sie wünschte, daß er seine Vorträge in französischer und englischer Sprache (auf Kosten der Gesellschaft) drucken lasse. Lacroix that es nicht; er glaubte durch mündliches Wort seine Aufgabe erfüllt zu haben. Am 9. Sept. 1843 schiffte er sich mit einer Anzahl jüngerer Missionsbrüder ein und erreichte nach einigen Monaten Kalkutta.

Lacroix landete an den Gestaden Indiens mit vortrefflicher Gesundheit, mit neugestärktem freudigem Muth und mit jenem unbeschreiblich süßen Gefühl der Befriedigung, in eine Arbeit wieder treten zu dürfen, die ihm bei allen ihren Beschwerden theurer war, als

alle Genüsse der Welt. Freilich war die erste Nachricht, die ihn hier traf, eine tief erschütternde. Sein geliebter Freund und Mitarbeiter, Missionar de Rodt (aus Bern), war eben in die ewige Ruhe eingegangen. Lacroix hatte sich auf ihn ganz besonders gefreut. Vor Kurzem erst hatte er seine Familie in Bern gesprochen und brachte kleine Andenken von ihr für den theuren Freund mit. „Die Mission hat an ihm ihren besten Arbeiter verloren," schrieb Lacroix mit tiefer Wehmuth nach London; „nun fällt die Hauptlast auf meine schwachen Schultern." Die Freude über das Wiedersehen so vieler theuern Glieder der europäischen und eingebornen Gemeinden wurde dadurch sehr gedämpft. Bald sollte er selbst bis an die Pforten des Todes geführt werden. Eben wüthete die Cholera in und um Kalkutta. Auch Lacroix wurde davon ergriffen. Sein Leben war in äußerster Gefahr; aber der Herr wollte ihn dem großen Werke noch längere Jahre lassen. Er genas und erholte sich schnell.

Zunächst waren die beiden Dorfgemeinden Rammakaltschök (so sollte auch S. 346 u. ff. gelesen werden) und Gangrai in der Reisebene, von denen wir früher ausführlich sprachen, wieder sein Arbeitsfeld. Sie bestanden aus etwa 400 Seelen; aber der Geist war fast gänzlich aus ihnen gewichen. Sie bedurften in hohem Grade einer neuen Auffrischung und Belebung. Zu der innern Erlahmung kamen noch die unglückseligen Eingriffe der neu angekommenen Jesuiten, die Alles zu verwirren suchten. Selbst die Mormonen schickten ihre Sendlinge, um die armen eingeborenen Christen in Indien durch die eröffnete Aussicht auf ein Paradies des Fleisches zu ködern. Wehe den Menschen, durch welche Aergernisse kommen! Es wäre ihnen besser, daß ihnen ein Mühlstein an den Hals gehängt und sie ersäuft würden in die Tiefe des Meeres! Lacroix that in aller Treue und Hingebung, was er vermochte, um dem Jammer zu wehren. Es gelang ihm, Viele vor der Verführung zu bewahren; aber mit dem geistlichen Leben wollte es in den Gemeinden nicht recht voran. „Was unsre eingebornen Christen betrifft," schreibt er um jene Zeit, „so ist vieles da, was die Freude eines Missionars in Bengalen zu dämpfen geeignet ist. Ihr Mangel an geistlichem Leben und namentlich an christlicher Liebe, ihre Wankelmüthigkeit und Unentschlossenheit, die leichtsinnige Art, wie sie den Missionar und die Gemeinde zu verlassen bereit sind, sobald ein weltlicher Gewinn sie anderswohin lockt, — das Alles drängt mir die Ueberzeugung auf, daß die Zeit der

Erquickung vom Angesichte des Herrn für diese Nation noch nicht gekommen ist, und ich fürchte sehr, daß wir zu schnell gewesen sind in der Aufnahme von Taufbewerbern, statt daß wir damit zufrieden gewesen wären, die Erkenntniß der Wahrheit weit und breit im Lande zu verbreiten und um eine Ausgießung des Geistes zu beten zur gründlichen Herzensbekehrung der Söhne Bengalens."

Wer Indien kennt, wird sich über diese Lage der Dinge nicht wundern. Die eingeborenen Christen in der Reisebene waren vor ihrer Bekehrung überaus unwissend gewesen. Wohl wurden ihre Kinder in christlichen Schulen unterrichtet, aber die meisten Eltern lernten nie lesen. Ihre eingeborenen Lehrer selbst waren in ihrer Erkenntniß und ihrem Wandel sehr unvollkommen. Der Missionar konnte sie verhältnißmäßig nur selten besuchen. Von ihren Gutsherren (Semindaren) waren sie jämmerlich gedrückt, und ihre Armuth war groß. Rings um sie her walteten heidnische Einflüsse, die seit Jahrhunderten auf das Volk wirkten. Da waren Tempel, Feste, Opfer, Priester, welche unvermerkt ihren Einfluß auf die Leute ausübten. Sie selbst waren erst vor Kurzem aus dem heidnischen Zustand, aus den Lebensordnungen und Sitten eines Hindu herausgerettet; ihre Nachbarn und Freunde waren Hindu's. Ists zu verwundern, daß ihre neue Religion noch vielfach von der Berührung mit der alten, die sie verlassen hatten, beeinträchtigt ward? Sie waren gewissermaßen eine kleine Lichtung in Mitten eines dichten Urwalds: düstere Nacht, heißfeuchte Moorgründe, wimmelnd von giftigen Schlangen und brüllenden Löwen, umgaben sie bei Tag und bei Nacht. Ueber den Wipfeln der Bäume mochten sie wohl einen Schimmer des Tageslichtes sehen und von einem Hauch erfrischender Himmelsluft angeweht werden. Aber noch öfter athmeten sie eine verpestete Luft ein; wieder und wieder warf ein Fiebermiasma heidnischen Lasters Einzelne und ganze Gemeinden todtkrank darnieder. Wer will sich wundern, daß ihr geistliches Wachsthum aufgehalten, daß ihre gesunde Entwicklung hundertfach beeinträchtigt ward? Ist es unerklärlich, daß sie nicht zum Mannesalter in Christo heranwuchsen, sondern verwachsene und verkrüppelte Kinder blieben? Da und dort suchte ein aufrichtiges Herz, vom Glauben erleuchtet und seiner Schwachheit bewußt, die verheißene Kraft von Oben. Dann hatte die Gnade ihr gesegnetes Werk; die Gnade gab ihnen Gesundheit und Wachsthum, Leben aus Gott und Entschiedenheit für Ihn. Die

Mehrzahl aber suchte nicht auf gleiche Weise, und darum konnte sie auch nicht finden.

Freilich es blieb sich nicht immer gleich. In den beiden Hauptgemeinden zu Rammakaltschök und Gangrai fanden immer wieder Schwankungen statt: bald ein Aufraffen zum Leben, bald ein Zusammensinken in geistlichen Schlummer und Tod. Die folgende Tabelle stellt diese Wandlungen im Lauf von mehr als dreißig Jahren am anschaulichsten dar.

| Jahr. | Abendmahlsgenossen. | Gemeindeglieder. | Schulen. | Knaben. |
|---|---|---|---|---|
| 1826 | 10 | 21 | 1 | 60 |
| 1831 | 55 | 180 | 3 | 110 |
| 1836 | 52 | 300 | 3 | 160 |
| 1841 | 88 | 420 | 4 | 200 |
| 1846 | 75 | 490 | 4 | 170 |
| 1851 | 111 | 475 | 4 | 148 |
| 1856 | 67 | 525 | 3 | 100 |
| 1860 | 45 | 627 | 2 | 90 |

In den Missionsgemeinden Indiens spiegeln sich viele charakteristische Züge der ersten apostolischen Gemeinden ab, wie sie uns im Neuen Testament geschildert werden. Wie hier aufs wunderlichste sittliche Erhabenheit neben groben Lastern und abschreckenden Sünden, Männer voll Glauben und Liebe neben Gemeindegliedern von sehr zweideutigem Wandel und Charakter sich fanden, so ists auch heutzutage in Indien. Diese Mischung von scharfen Gegensätzen tritt in unsern heimatlichen evangelischen Christengemeinden nicht so auffallend ins Auge. Hier wirkt die seit Jahrhunderten bestehende christliche Sitte, die Macht der öffentlichen Meinung, die Zucht und Schranke christlicher Lebensordnungen so gewaltig auf Alle, daß — wenigstens auf der Oberfläche — die allgemeine Sittlichkeit ein ziemlich ebenmäßiges Niveau bildet. Ganz anders war es zur Zeit der Apostel. Dort giengen die Gemeinden unmittelbar aus der heidnischen Gesellschaft hervor und hatten ihren Sitz in Mitten heidnischer Städte und Dörfer, und zwar zu einer Zeit, wo die Moralität der Welt im Großen auf die tiefste Stufe gesunken war. Sie athmeten die Pestluft heidnischer Laster ein; das Sumpffieber heidnischer Gewohnheiten war noch in ihrem Blut; von sittlichen Schranken und Lebensord-

nungen, durch die sie in Zucht gehalten worden wären, war keine Rede. Wer kann sich da wundern über das Vorkommen von Lastern unter den Christen von Korinth, über ihren Mangel an Anstand und Ordnung bei der Feier des Abendmahls, über ihre elenden Zänkereien, über ihre thörichte Bereitwilligkeit, jedem selbstsüchtigen Lehrer ihr Ohr zu leihen und dem Manne den Rücken zu kehren, der unter unsäglichen Leiden sie zum Heiland geführt hatte? Wem kann es noch unerklärlich erscheinen, daß es in Ephesus Christen gab, die es noch nicht vergessen hatten, gegen einander zu lügen, sich mit Wein zu berauschen, mit Diebereien sich abzugeben, — Christen, die an Narrentheidingen ihre Freude hatten, mit den Augen tückisch sich zuwinkten, mit den Füßen sprachen und mit den Fingern deuteten, — oder Christen, die den heiligen Geist betrübten mit ihrer zänkischen Bosheit, mit ihrem Zorn, ihrer Unversöhnlichkeit und ihrem unreinen Wandel? Kann es auffallen, daß an ihren Liebesmahlen böse Makel hafteten, daß manche den Glauben von den Werken zu trennen suchten, und daß „die Lehre Bileams", christlich aufgeputzt, vielen mundete?

Diese Dinge erscheinen dem Missionar in Indien in keiner Weise befremdlich. Er kann sich aufs lebhafteste in diese Widersprüche der apostolischen Gemeinden versetzen, und kann sie begreifen; denn er sieht täglich das Gleiche vor seinen Augen, hervorgehend aus den gleichen Ursachen. In der ersten Generation von eingeborenen Christen ist der Kampf zwischen dem alten und neuen Menschen besonders heftig; da fechten sie noch auf den Gränzmarken des Heidenthums. Wer wahrhaftig im Glauben steht, wer vom Geiste Gottes erleuchtet und erneuert ist, der trägt den Sieg in Christo davon. Wer nur dem Namen nach zum Christenthum sich schlägt, die Schwachen, die Unsteten, die Weltlichgesinnten schielen zurück nach der verbotenen Lust und bereiten denen, die über ihre Seelen wachen, unendliche Noth. So bei den Aposteln, so bei den Missionaren unsrer Zeit.

Vortreffliche Bibelauslegungen sind in unsern Tagen erschienen, — Auslegungen, die von der Gelehrsamkeit, der Einsicht, der christlichen Erfahrung ihrer Verfasser ein helles Zeugniß geben. Aber noch fehlt es an einem Kommentar, der die Schrift von dem Missionsstandpunkt aus betrachtet. Die Mission wirft Lichter auf die heilige Schrift, die manches ihrer Blätter gründlicher und heller beleuchten, als eine noch so große Gelehrsamkeit und christliche Erfahrung daheim sie geben kann. Und wenn die Pfarrer und Prediger unsrer heimat-

lichen Gemeinden die Missionsgeschichte besser studiren und benützen wollten, so fänden sie eine Fülle von Pastoraltheologie, wie sie keine Universität zu lehren vermag.

Soll freilich ein Missionar seiner Aufgabe gewachsen sein, so bedarf er einer Ausrüstung nach Leib und Seele, wie sie nicht eben Jedem zu Gebot steht. Wir können uns nicht enthalten, hier ein Schreiben Lacroix' mitzutheilen, worin er diesen Punkt mit Meisterschaft bespricht. „Was die physische Beschaffenheit eines Missionars betrifft, wenn er zu seinem Werk taugen soll, so möchte ich rathen, nur Männer von robustem starkem Körperbau und von kräftiger gesunder Konstitution nach Indien zu senden. Leute von zarter Natur und Gesundheit taugen nicht; denn so guten Willen sie auch haben mögen, sie sind nicht im Stande, lange die Anstrengungen zu ertragen, die in einem Klima, wie das indische ist, unausweichlich sind, und deßhalb werden sie sich begnügen müssen, nur einen Theil des Werkes zu thun, das kräftigere Männer mit Leichtigkeit ausrichten. Und doch hat die Missionsgesellschaft dieselben Ausgaben für jene wie für diese. Wir bedürfen Männer, wie unsre vier schottischen Brüder in Kalkutta, die insgesamt sechs Fuß hoch sind und eine Konstitution von Eisen haben. Die Arbeit, die sie thun, ist erstaunlich. Sie richten gewiß so viel aus, als sechs Missionare vom gewöhnlichen Schlag, und dadurch ersparen sie der Gesellschaft zwei Leute. Der selige Missionar Mack von Serampor, der so lange in Indien gewirkt hat, sprach oft von der physischen Unzulänglichkeit vieler Missionare, die herausgesendet werden, und nicht lange vor seinem Tode sagte er in einer öffentlichen Ansprache: 'Wir bedürfen in Indien Leute von kräftiger Konstitution, eine Grenadier-Kompagnie aus dem Missionsheer, die ans Feldlager und seine Strapatzen gewöhnt sind.'.. Das Klima von Indien, und besonders das von Bengalen, wirkt überaus schwächend auf den Körper, und jede Art von Anstrengung ist viel aufreibender, als daheim. Wenn somit Leute hieher gesandt werden, welche die unausweichlichen Strapatzen nicht auszuhalten vermögen, so wundere man sich nicht, wenn die Arbeit nicht vorangeht, oder wenn solche Personen bald wieder heimkehren.

„Was ich soeben gesagt, gilt von allen Arten der Missionsarbeit, doppelt aber von der Arbeit außer dem Hause, wie z. B. Predigtreisen, Besuch der entferntliegenden Gemeinden zu allen Jahreszeiten, Heidenpredigten im Freien und dergleichen. Man kann sich in Europa kaum

eine Vorstellung machen von der körperlichen Anstrengung und dem Aufwand von Kraft und Stimme, der bei einem Missionar erforderlich ist, wenn er Tag für Tag in diesem aufreibenden Klima zu Versammlungen von Eingeborenen reden soll; was es kostet, Ruhe zu erhalten, wenn sie ungeberdig sind, den Einwendungen und feindseligen Einwürfen der Gegner richtig zu antworten, und das Alles unter freiem Himmel oder in Kapellen, die fast von allen Seiten offen sind und überdieß hart an dem Gesumme eines Bazärs oder am Lärm einer Kreuzstraße liegen. Ein Missionar, dessen Kraft gering und geschwächt ist, wird nur gelegentlich dieser wichtigen Aufgabe genügen können, und wenn dazu noch seine Stimme schwach ist, so wird auch sein gelegentliches Predigen nutzlos sein, weil die Leute ihn nicht hören und verstehen. Eine Gesellschaft, die es bei ihrer Mission hauptsächlich auf die Heidenpredigt (weniger aufs Unterrichtswesen) anlegt, sollte darauf besonders achten. Die Jesuiten sind in dieser Beziehung aller Nacheiferung werth. Wo sie irgendwo ein besonderes Arbeitsgebiet in die Hand nehmen, da sind sie immer dafür besorgt, die rechten Leute dafür auszusuchen. Daher zum Theil ihr außerordentlicher Erfolg. Es ist auch Thatsache, daß Leute von kräftiger und gesunder Konstitution in Indien viel länger leben und viel mehr arbeiten, als Andere.

„Was die geistigen Qualitäten eines indischen Missionars betrifft, so brauche ich darüber nicht viel zu sagen. Folgendes scheint mir in dieser Beziehung unentbehrlich: — lautere ächte Frömmigkeit, eine begeisterte Liebe zur Mission, ungetheilte volle Hingebung an dieselbe, Energie des Charakters, zähe stetige Ausdauer in allem Vornehmen, Leichtigkeit, die Sprachen zu erlernen, reiche, umfassende Begabung, besonders Predigtgabe, und ein herzliches, heiteres, offenes und gewinnendes Wesen im Umgang. Alle Missionare, die nach Indien gesandt werden, sollten diese Eigenschaften haben; sonst werden sie nicht viel ausrichten.

„Um unnütze Ausgaben zu verhüten, möchte ich als allgemeine Regel empfehlen, daß kein Missionar, dessen Gesundheit in Indien, nachdem er das 45. Jahr überschritten hat, wesentlich und bedenklich beeinträchtigt worden ist, wieder von Europa hieher gesandt werden sollte. Ein junger Mann, dessen Gesundheit in Indien gelitten hat, und der durch einen Besuch in seinem Vaterland wieder seine volle Kraft erlangt, kann ohne Gefahr wieder ausgesandt werden und hier

noch lange nützlich sein; aber es ist Thatsache, daß Leute, die nach dem 45. Lebensjahr ihre Gesundheit in Indien einbüßen, in Europa wohl wieder gesund werden können, bei ihrer Rückkehr nach Indien aber sehr bald ihre Kraft wieder verlieren. Das hat seinen Grund einfach in dem Umstand, daß Leute in diesem Alter nicht mehr die Elasticität der Jugend, nicht mehr jene Selbsterneuerungskraft der Natur besitzen, die jüngern Leuten eigen ist. Man behalte solche Brüder daheim und lohne ihre treue Arbeit mit den nöthigen Mitteln zu einem ruhigen Lebensabend, oder lasse sie in der Heimat, wenn es möglich ist, durch Missionsreisen oder dergleichen die Sache der Mission vertreten." .. Dann kommt Lacroix noch auf die Unsitte junger englischer Missionare zu reden, die nach einem oder zwei Jahren, welche sie in Indien zugebracht, wieder nach Europa reisen, um sich eine Frau zu holen. Das geißelt er mit den schärfsten Worten als ein unverantwortliches Unrecht an der Mission, und empfiehlt seinen jüngern Mitarbeitern, entweder im Glauben sich eine Frau aus der Heimat senden zu lassen, oder in Indien selbst, wo heutzutage so viele respektable europäische Familien leben, sich umzusehen, wie Lacroix selbst zu seinem unberechenbaren Segen gethan hat. Er erlebte im Juni 1845 die große Freude, seine eigene älteste Tochter einem Manne zu vermählen, der gleich ihm Missionar in Kalkutta und gleich ihm einer der ausgezeichnetsten Diener des Herrn war. Es ist Missionar Mullens, der Lebensbeschreiber des seligen Lacroix.*)

---

## 3. Die Reisepredigt.

Es ist eine schwer zu beantwortende Frage, welche Wirksamkeit in der Mission wichtiger sei, die Arbeit auf der Station oder die Reisepredigt. Praktisch wird sie in den meisten Fällen durch die verschiedene Begabung der Arbeiter gelöst. Während die einen — freilich die unverhältnißmäßige Mehrzahl — sich am leichtesten zu geregelter Arbeit niederlassen, und bald von den Bedürfnissen der Gemeinde und Schule so in Anspruch genommen sind, daß auch eine kürzere Abwesenheit schon Schaden zu bringen scheint, giebt es andere,

*) Frau Mullens, Lacroix' Tochter, ist nachmals die Zierde der Missionswelt Indiens geworden. Sie durfte nur zwei Jahre nach dem Tode ihres Vaters diesem in die ewige Ruhe folgen. Wir werden vielleicht später Gelegenheit finden, Einiges von ihrem Leben und ihrer Arbeit zu berichten.

denen die stete Bewegung dermaßen zusagt, daß sie sich innerlich getrieben fühlen, die Botschaft von Christo immer neuen Seelen zuzutragen. Beides hat seine Nachtheile. Der eine bringt es vielleicht nicht einmal zur Bildung, gewiß nicht zur Konsolidirung einer Gemeinde, wenn er auch für ruhigere Nachfolger tüchtig vorarbeitet; ebenso wird er auf die eigene Seele sehr Acht haben müssen, soll er nicht unter dem beständigen Wechsel selbst Schaden leiden. Es hat auch schon erratische Missionare gegeben, deren Lauf für unvorsichtige Nachahmer mehr als eine Warnung enthält. Umgekehrt wird unter dem regelmäßigen Verlauf der Stationsarbeiten der Geist oft übermäßig eingeengt und abgestumpft, durch die kleinen Widerwärtigkeiten des täglichen Lebens die Liebe zur ganzen großen Sünderwelt gedämpft; während es andererseits auch den neuen Christen, ja sogar den Schulkindern zu gut kommt, wenn der Missionar sich wieder eine Zeitlang in den Kampf mit der ihn ringsumgebenden Macht des Heidenthums geworfen und darin köstliche Erfahrungen von der Nähe des Herrn bei seinen Botschaftern unter einer verlorenen Welt gesammelt hat. Lacroix hat sich beiderlei Arbeiten mit gleichem Segen hingegeben; und fast will uns scheinen, als sei die Reisepredigt seine besondere Aufgabe gewesen, wie er jedenfalls durch Wort und Beispiel viel dazu beigetragen hat, andere Sendboten zur systematischen Verfolgung derselben anzufeuern. Gern hätte er den größeren Theil seiner Zeit diesem Geschäftszweig gewidmet, aber der Mangel an Arbeitern ließ es nicht zu.

Lacroix reiste gewöhnlich in den kalten Monaten December und Januar, und zwar fast jedes Jahr, meist in Begleitung eines oder zweier Missionsarbeiter verschiedener Gesellschaften. Nach seiner Rückkehr aus Europa hat er, von den Genferfreunden unterstützt, sich der Reisepredigt noch eifriger gewidmet als je zuvor, und immer zwei längere Wanderungen in Einem Jahr, wenn nicht selbst unternommen, doch veranlaßt. Unterschiede der Denkweise über Kindertaufe, Kirchenverfassung und dergleichen kamen bei dieser Aufgabe natürlich nicht in Betracht. Wir können diese Reisen nicht chronologisch verfolgen: bald führten sie ihn auf Booten durch die verschlungenen Wasserwege und giftgeschwängerten Sumpfdickichte des untersten Gangesdelta, das er in jeder Richtung durchdrungen hat bis hinab nach Sägar, bald hinauf bis Murschidabad ins festere Westland, wo er gerne mit seinem Freund Weitbrecht zusammenwirkte; einmal auch nach Nordosten an die selten

besuchten Ufer des Brahmaputra. Er hat darüber interessante Berichte hinterlassen, welche in lebendigen Schilderungen das arme Volk, die machtbewußten Priester und jede Klasse der Bevölkerung vor unsern Augen vorübergehen lassen und dem künftigen Missionar vielfache Winke geben, wie er am besten die Aufmerksamkeit für seine Botschaft gewinnen und das Evangelium den Seelen nahebringen kann. Diese Reiseberichte sind wohl das Bedeutendste, was er im schriftstellerischen Fach geleistet hat.

Als er (1831) das große Januarfest auf der heiligen Insel Sāgar, an der Mündung des Hugly, besuchte, fand er über 100,000 Pilgrime aus halb Indien versammelt, denen er mehr als Einen Liebesdienst zu erweisen vermochte. Die dort angesiedelten Heiligen nämlich hatten sich als Sipahis, Amtsboten und dgl. gekleidet, und näherten sich jedem Boot mit der Aufforderung, eine bestimmte Sportel zu zahlen, wofern man nicht der gesetzmäßigen Strafe von 500 Rupies verfallen wollte. Die wirkliche Polizei, und sie ist bei solchen Festen gut vertreten, wußte natürlich um den großartigen Betrug, ließ ihn aber gegen eine gewisse Vergütung zu. Lacroix dagegen nahm sich mit seinem Begleiter der gedrückten Armen an; er verlangte die Vollmacht der vorgeblichen Amtsdiener zu sehen, reichte auf der Polizei eine Klage gegen sie ein und that männiglich kund, welch eine schamlose gesetzwidrige Erpressung hier verübt werde. Der Plan der Hinduheiligen scheiterte gänzlich; das Volk war voll Danks für die freundliche Verwendung zu seinen Gunsten und hörte der Predigt von Jesu mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit zu.

Von Gefahren auf den Wanderungen ließe sich auch Manches erzählen. Einst in den Sunderban's war sein Boot für die Nacht in einem überaus öden Orte geankert, als plötzlich ein langes schmales Kanōe, von 30 Rudern beflügelt, heranschoß und sich dem Boot an die Seite legte. Zwanzig Räuber sprangen an Bord. Die Missionare ergriffen ihre Gewehre; so wie die ungebetenen Gäste sich in die Kajüte drängten, feuerte Lacroix ihnen über die Köpfe hin. Die Räuber verwunderten sich, Europäer mit Feuerwaffen zu treffen, wo sie nur feige Bengalen vermuthet hatten; sie zogen sich augenblicklich zurück, eilten in ihr Kanōe und ruderten davon. Die Missionare schossen von da an jeden Abend ihre Gewehre ab, um irgend welche Plünderer in der Umgegend abzuschrecken. Das hätte ihnen einmal gefährlich werden können. Lacroix' Begleiter hatte neues Pulver bei

sich, womit er eines Abends die Flinte und Pistole lud. Er feuerte die Pistole ab; sie barst. Lacroix, sonst so vorsichtig, vergaß dießmal, daß das Pulver am Mißgeschick Schuld tragen könnte, und drückte alsbald die Flinte ab, glücklicherweise dießmal, ohne sie an die Schulter zu legen. Auch sie zersprang, und zwar flog ihm ein tüchtiges Stück hart an den Schläfen vorbei. Hätte er sie wie sonst angelegt, sein Leben wäre verloren gewesen. Aber seine Stunde war noch nicht gekommen; der Herr hatte noch Arbeit für ihn.

Als die englische Regierung die Pilgertaxe abschaffte, welche sie bis dahin von den Besuchern des großen Dschagganath-Festes erhoben hatte, war es Lacroix' Absicht, jenem Fest selbst auch anzuwohnen und den Tausenden von Bengalen, welche als Festpilger jährlich nach Orissa wandern, das Wort zu verkündigen. Seine Vorgesetzten ließen es nicht zu. Sie hielten es nicht für räthlich, dem Volk zu predigen, während es unter dem berauschenden Einfluß fanatischer Erregtheit und ausgelassenen Schwelgens stehe. Das gab Lacroix Gelegenheit, über den Besuch der Heidenfeste ein Wort zur Zeit zu sprechen. „Meine Erfahrung," schreibt er, „stimmt mit dem, was Sie von andern Missionaren gehört haben, darin überein, daß den Festpilgern, wenn sie sich aufs Höchste gesteigert haben, nicht gut predigen ist. Man bedenke aber, daß diese Exaltation nicht durch das ganze Fest dauert. Gewöhnlich beschränkt sie sich auf den Theil eines Tags, oder höchstens zwei bis drei Tage, so lange nämlich besondere Ceremonien vollzogen werden. Außer dieser Zeit sind aber die Pilger so ruhig und zugänglich, als irgend eine Versammlung, die ich je gesehen habe: ja und vielleicht sind sie gerade dann für das Evangelium unserer Seligkeit empfänglicher, als andre Hindu's, so fern sie oft hunderte von Meilen her unter großen Strapazen gekommen sind, um Ruhe für ihre Seelen und religiöse Nahrung zu suchen. Wenn ich auf Festen Pilgrime anredete und mit Traktaten beschenkte, so war es gewöhnlich in solchen Zeiten, da ich sie verhältnißmäßig gefaßt und verlangend nach der Wahrheit fand. Und dann hat es nicht an Früchten gefehlt. Die Anzahl von Festgästen, welche wir z. B. in Sägar anfaßten und später taufen durften, beweist hinlänglich, wie nützlich die Predigt auf Heidenfesten ist, wenn nur der Missionar sich auf die Zeiten beschränkt, in welchen seine Hörer hinlänglich abgekühlt sind, um seine Worte fassen und erwägen zu können."

Am liebsten übrigens bewegte er sich unter den einfachen Bauern

des Binnenlandes. Diese sind einfältiger und, wenn einmal ihr Ohr gewonnen ist, empfänglicher für die Wahrheit, als die abgefeimten, oft schon verhärteten Bewohner der Städte. Sie hören lieber, während diese so gern selbst sprechen; sie spotten weniger, benehmen sich höflicher und machen häufiger Ernst mit der großen Zumuthung, die an sie herantritt. Sind sie doch überhaupt schon gewohnt, sich weniger mit Ideen, als mit Handeln zu befassen. Bekehrungen solcher ehrlichen Leute, welche die Traktate und Evangelien des Reisepredigers angenommen und mit Muße ein oder zwei Jahre lang studirt haben, sind durchaus kein seltenes Ereigniß mehr.

Lacroix war auch gerade der rechte Mann für sie. Seine stattliche Figur, der feste Schritt, die große Kraft, die starke Stimme fesselten die Vorübergehenden im Augenblick. Hörten sie dann, wie geläufig er ihre Sprache redete, wie ruhig und freundlich er unter Spott und Widerspruch, nach mancherlei Unterbrechungen, den Faden seiner Rede stets wieder aufnahm und fortspann, wie gründlich er ihre Sitten und Gebräuche samt dem ganzen Religionssystem des Volkes kannte, so regte sich bald ein nie gefühltes Interesse. Das mehrte er dann sorgsam durch Erweisung seiner herzlichen Liebe und Theilnahme, womit er Jedermann das Eine sichere Heilmittel für alle Schäden und Irrthümer anbot und anpries. Neben vielen beweglichen Scenen fehlte es auch nicht an ergötzlichen Auftritten. Wie keck und selbstvertrauend tritt ihm oft ein Halbwisser entgegen, und bringt im Orakeltone einen Einwand vor, den er für absolut neu und unwiderlegbar hält. Lacroix aber hat ihn bereits etliche hundert Mal gehört, und die schon oft erprobte Antwort des Veteranen schickt den Neuling mit geschorenen Federn heim. So vollständig war er mit allen möglichen Einwürfen und ihrer passendsten Widerlegung vertraut, daß das Gespräch nie auch nur einen Augenblick stockte. Daher kein Wunder, wenn seine Reisen tiefe Eindrücke bei den verschiedensten Menschenklassen hinterließen, wenn besonders seine Mitarbeiter es für einen hohen Genuß und Gewinn achteten, ihn auf denselben begleiten zu dürfen.

Bei dieser glänzenden Begabung konnten viele Freunde ihr Bedauern über Einen Mangel nicht unterdrücken: diese wichtigen Predigtreisen waren doch wohl zu kurz. Selten blieb Lacroix sechs Wochen unterwegs, gewöhnlich nur vier bis fünf. Es darf ja eingestanden werden, daß hier eine Seite seiner Natur an den Tag kam, welche

seiner vollen Wirksamkeit als Reiseprediger einigen Eintrag that. Als wahrer Schweizer war er viel vom Heimweh geplagt; längere Trennung von den Seinen wurde ihm leicht unerträglich. Zweimal in Einem Winter konnte er sich nicht auf den Weg machen. Gieng er allein auf die Reise, so kehrte er gewiß schon in drei Wochen zurück; ein krankhaftes Sehnen nach erquicklichem Umgang nahm ihm die Lust zu längerem Ausbleiben. Anders in der Leitung eines gleichgesinnten Freundes wie Weitbrecht; da fühlte er sich überaus glücklich, warf sich mit ganzer Seele in seine Aufgabe und ließ durch die Art, wie er ihr ungetheilt oblag, unauslöschliche Ausdrücke bei seinen Arbeitsgenossen zurück und hat viel über die beste Methode der Reisepredigt nachgedacht, und namentlich gewünscht, daß sie mit mehr Regelmäßigkeit die bedeutenderen Orte umfasse; auf diese sollte je eine Woche oder zwei verwendet werden, damit den Leuten Zeit bliebe, mit ihren Anstößen, Zweifeln, Einwendungen herauszurücken; dann sollte nach etlichen Jahren derselbe Ort wieder besucht und die angeknüpften Bekanntschaften gepflegt werden. Ausgedehnter und beharrlicher, als je von Lacroix, ist dieser Plan in der Reisemission des nördlichen Tinnewelly-Distrikts ausgeführt worden.

In Sāgar durfte Lacroix einmal erfahren, daß seine und seiner Freunde Reisen, wie viel sie immer zu wünschen übrig ließen, an der Menge von gelegentlichen Hörern nicht spurlos vorübergiengen. Als er gerade unter einer Schaar von Pilgrimen vom Heil in Christo redete, rief ein wohlgekleideter Ankömmling mit augenscheinlicher Verwunderung aus: „Was, auch hier sind Sie? Wenn ich im Norden von Kalkutta bin, kann ich mich darauf verlassen, Sie dort zu treffen und von Jesu Christo zu hören. Führt mich mein Geschäft in den Süden, wiederum sind auch Sie da und reden von Jesu Christo; gehe ich in irgend ein fernes Dorf, auch dorthin ist dieselbe Geschichte gedrungen; und hier in dieser Waldeinsamkeit schallt mir wieder der Name Christi entgegen. Ihr scheinet wirklich überall zu sein; denn wer konnte auch erwarten, an solch einem Platze von Jesu Christo zu vernehmen!" So gefährlich ists nun freilich noch nicht; daß aber ein Schimmer der Wahrheit weit und breit durch das finstere Land gedrungen ist, kommt durch eine Masse kleiner Merkzeichen immer mehr an den Tag. Namentlich treffen reisende Prediger wiederholt mit Männern zusammen, welche in Missions- oder Regierungsschulen den alten Aberglauben verlernt haben, und meist mit Freuden einen Men-

schen begrüßen, mit dem sie wieder einmal eine anständige Unterhaltung pflegen können. Oft findet sichs, daß auch sie, ohne noch Christen zu werden, in ihrem Maaße Bahnbrecher für die Wahrheit unter ihrer Umgebung geworden sind.

Waren die Erlebnisse auf der Reise gewöhnlich einförmiger Art, so daß es aller Liebe eines begnadigten Herzens bedurfte, die einfachsten Wahrheiten mit demselben Ernst wieder und wieder vorzulegen und sie gegen dieselben Einwendungen mit unermüdlich wiederholten Gründen zu stützen, so fehlte es doch auch nicht an eigenthümlichen Erfahrungen, welche Abwechslung in den monotonen Kreislauf der täglichen Aufgaben brachte. Einmal traf er mit einer Prophetin zusammen, was er folgendermaßen erzählt: „Wir hatten Abends unser Zelt aufgeschlagen, als uns der Katechist mittheilte, in der Nachbarschaft wohne eine große Person, die wie Simon das Volk dergestalt bezaubert habe, daß 32 Dörfer sie nur ihre Ma (Mutter) nennen. Wie gerne glauben doch die Bengalen einem jeden Betrüger, so abgeschmackt seine Ansprüche auch sein mögen! Wir wollten ihre Bekanntschaft machen und bewarben uns um die Ehre einer Audienz. Um zehn Uhr Nachts, hieß es, können wir unsere Aufwartung machen; eine unbequeme Stunde! Doch da wir einmal das Geheimniß untersuchen wollten, ließen wir es uns gefallen und fanden uns zur festgesetzten Zeit mit dem Katechisten ein. Man führte uns in ein finsteres, nur von einem Lämpchen erhelltes Zimmer; da saß die Prophetin auf der Matte mit gekreuzten Beinen in phantastischem Aufzug. Sie schien uns etwa dreißig Jahre alt und sah nicht übel aus. Wir mußten uns zu ihrer Linken auf zwei niedere Schemel setzen und wurden in verächtlichem Tone gefragt, was uns herführe. Wir sagten, wir seien Knechte des lebendigen Gottes, hätten gehört, daß sie eine Prophetin sei, und wünschten nun zu wissen, worauf sie ihren Titel gründe. Darauf schien sie von Zuckungen befallen zu werden und drehte sich in schauerlicher Weise, augenscheinlich um uns zu imponiren. Dann begann eine lange Geschichte: sie sei Wittwe geworden, worauf ein Geist ihr erschienen sei und Besitz von ihr genommen habe; der Geist sei der des verblichenen Gründers der Karta Bhoja („Herrnanbeter") Secte; daher müsse sie als dessen Inkarnation verehrt werden, wie ihr denn der große Lehrer die Gabe, Wunder zu wirken, verliehen habe. Die Wunder bestanden leider in sehr schwachen Zauberkünsten. Wenn sie z. B. mit andern Weibern

in einem sehr seichten Teiche bade, worin dessen Wasser ihren Begleiterinnen nur bis an die Kniee reiche, steige es ihr bis an den Hals, und ihr Körper erscheine den Mitbadenden zweimal so breit als außer dem Wasser. (Sie hatte wahrscheinlich für sich ein besonderes Loch im Teich graben lassen).

„Lange hörten wir geduldig zu. Dann redeten wir sie mit großem Ernste an: habe sie ihre unwissenden Nachbarn getäuscht, so könne sie doch uns nicht täuschen; sie solle den Betrug eingestehen und dafür Buße thun. Darauf überließ sie sich wieder ihren Krämpfen, was uns zum Stillschweigen bewog. Endlich wurde sie ruhiger, worauf wir vorschlugen, gleich hier in ihrem Hause für sie um Buße zum Leben zu bitten. Der Katechist betete; so oft der Name Christi erwähnt wurde, fiengen ihre krampften Zuckungen von Neuem an. Nach dem Gebet kehrten wir betrübt in unser Zelt zurück. Wie bereit ist doch dieß Volk, einer Lüge zu glauben, während die Wahrheit den Zugang zu ihren Herzen so selten findet.

„Am nächsten Morgen kam der Bruder der Prophetin, wie es schien, ein Beförderer ihres Trugspiels, und sagte uns in großer Aufregung, daß der Geist, von welchem seine Schwester besessen sei, ihr nach unserm Abgang geoffenbart habe, der Glaube an Jesum Christum werde das ganze Land erfüllen, und wir werden die Werkzeuge sein, durch die das große Werk zu Stande komme. Die 'Ma' wolle nun alle ihre Anhänger zu sich rufen, und wenn wir dann vor ihnen zugeben wollten, sie sei besonderer Verehrung würdig, so werde sie Allen befehlen, unsere Lehre anzuhören und Christen zu werden. Ohne Zweifel eine Wirkung der Furcht; die Prophetin so gut wie ihr Bruder schienen durch unsern Besuch eingeschüchtert. Natürlich weigerten wir uns auf den Vorschlag einzugehen; die Ehre des Christenthums erlaubte uns ja nicht, zu einer solchen Allianz mit Täuscherei und Trug die Hand zu bieten. Wir ermahnten den Bruder zur Buße und forderten ihn auf, seiner Schwester dasselbe zu sagen, damit nicht der Zorn des eifrigen Gottes auf sie falle."

Auch merkwürdige Fälle von alltäglichem Aberglauben stießen hin und wieder auf. „Einmal," erzählt Lacroix, „hatten wir einen Kaufmann auf Besuch. Als er sich verabschieden wollte und von seinem Sitz vor dem Zelt aufstand, stieß er den Kopf gegen einen der Zeltstöcke. Augenblicklich setzte er sich wieder nieder, denn ein solcher Stoß sei ein schlimmes Vorzeichen für den Aufbrechenden.

Umsonst versuchten wir ihm den unsinnigen Gedanken auszureden; nachdem er noch eine Weile mit uns sich unterhalten hatte, richtete er sich mit seltener Umsicht auf und erklärte im Gehen, daß jetzt Alles glücklich ablaufen werde. Wie oft finden wir die armen Leute von solchen Ueberlieferungen gefesselt! Besonders schlimm ist es, wenn die Person, welche jemandem soeben den Abschied gegeben hat, ihn nun wieder zurückruft, oder wenn gerade vor einem Unternehmen die Hauseidechse ihr scharfes Klicken hören läßt. Ich hatte einmal einem gelehrten Pandit die Stelle eines Bengali-Lehrers bei einem jungen Offizier verschafft. Eben war er gegangen, als mir noch ein Theil des gewordenen Auftrags beifiel; ich rief ihn zurück. Das war dem Brahmanen zu viel; ohne viel Besinnen gab er die Stelle auf. Ein Glück für unsere Gemeinden, daß diese abergläubischen Einbildungen unter ihnen ihre Macht so schnell verlieren."

Ein ander Mal (Jan. 1846) besuchte Lacroix mit einigen Mitarbeitern das jährliche Fest auf Sāgar. Er schreibt: „Wir wandelten nach einem heißen Tage durch die Schaaren der Marktverkäufer hin, bald da bald dort im Gespräch mit den Leuten. Da sahen wir neben dem gefeierten Badeort einen Holzstoß, der eben in Flammen ausbrach. Wir näherten uns und fanden einen alten Brahmanen mit seinem Sohn und Enkel. Er hatte soeben die Leiche seiner Mutter den Flammen übergeben; aber da war kein Schmerz zu sehen, alle Gesichter strahlten vor Freude. Warum wohl? Nun, die gute Mama hatte ihr Alter auf 110 Jahre gebracht; und sie war gestorben — man denke — am Haupttag des Festes, am Vollmond, zur möglichst glücklichen Stunde! Und wo? Am heiligsten Ort von ganz Bengalen, in Gangasāgar! Was blieb da zu wünschen übrig? Die Seligkeit der alten Frau war vollkommen, und alle Nachbarn werden hinfort ihre Familie als die höchst begnadigte verehren. Wir versuchten den Ueberlebenden einen bessern Weg zur Seligkeit zu zeigen, und zogen uns dann für die Nacht auf unser Boot zurück.

„Eines Tages stand ein Mann mit zwei Papageien auf der Badtreppe. Zuerst machte er seine eigenen Waschungen ab, dann tauchte er die beiden Vögel, einen um den andern in das Salzwasser, mehr zu seiner als zu ihrer Befriedigung. Wir fragten ihn, warum er das thue. Die Antwort war: 'Als ich von Hause fortgieng, bedachte ich, daß, wenn das Baden im heiligen Wasser mir ein Verdienst erwirbt, es doch nicht nutzlos für meine Vögel sein werde, die

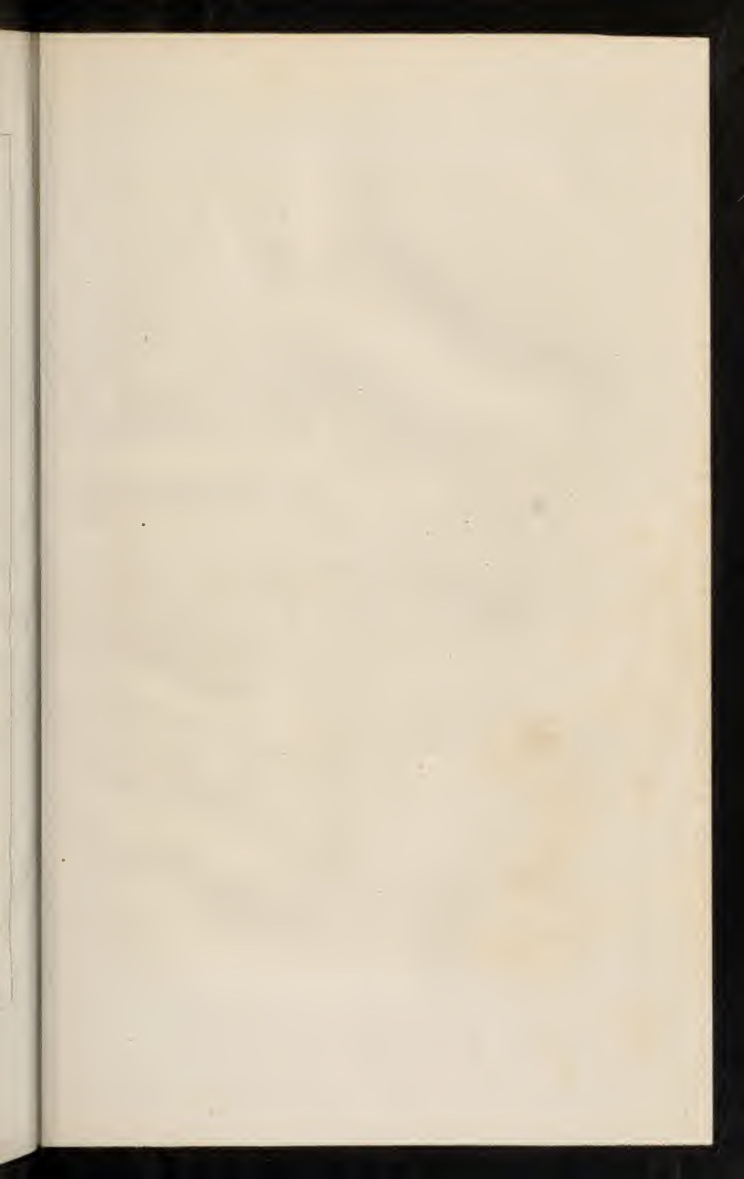
wegen irgend welcher Sünden in einer früheren Geburt jetzt zu dieser Thiergestalt verurtheilt sind. Gewiß verhilft ihnen dieß Badverdienst zu einer höheren Stufe auf der Leiter der Wesen, als ihrer jetzigen.' Es wäre nicht übel, mußte ich denken, wenn Christen von diesem Götzendiener lernten, sich um die Rettung und Beseligung ihrer Nächsten, namentlich ihrer Lieblinge, ernstlicher zu bemühen und ihnen zu einem besseren und seligeren Leben zu verhelfen."

Noch in anderer Weise fühlte sich Lacroix durch den Ernst der Heiden bei ihrem unverständigen Gottesdienst, und durch die Vergleichung desselben mit dem gleichgültigen Wesen der Namenchristen betroffen. „Wir hatten," erzählt er, „an einem der wildesten Orte im Buschwald geankert. Unmöglich konnte hier ein vernünftiger Mensch sich ans Ufer wagen, wo das undurchdringliche Dickicht alle Arten von Wild in üppiger Fülle beherbergte. Da erschienen plötzlich mit dicken Prügeln bewaffnete Männer auf dem Land, rannten so schnell sie konnten dem Gestade entlang, eilten zwischenhinein auf einige Minuten in den Wald, sprangen wieder heraus und liefen mit aller Macht hin und her. Was war es wohl? Wir erkannten sie für Malangi's (Salzbereiter) und wußten, daß diese täglich den Waldgöttern opfern, um vor den Anfällen wilder Thiere bewahrt zu bleiben. Hier aber konnten wir sie uns unmöglich mit Opfern beschäftigt denken. Und doch war es so. Die beiden Männer hatten für ihre Parthie das Abendopfer darzubringen. Aus Angst vor den Tigern, die alljährlich eine große Zahl von ihnen umbringen, sind sie immer in Bewegung. Es wird nämlich angenommen, daß der Tiger nie den Sprung auf seine Beute wagt, so lange sie sich rasch bewegt. So nehmen sie denn jeden Tag ihr Leben in die Hand und wagen sich in den gefährlichsten Wald, um nur die hergebrachten Opfer und Gebete ohne Fehl zu verrichten." — Sähen die Heiden eine ähnliche Opferbereitwilligkeit bei den Christen, sie wären bälder gewonnen. Was soll man auch dem nachdenklichen Hindu oder Muselman erwiedern, wenn er fragt: „Was thut ihr denn Großes, um Gottes Gnade zu gewinnen oder zu sichern? Seht wie wir büßen und fasten und pilgern, wo ist bei euch etwas Aehnliches? Wir haben kein Zutrauen zu einer so bequemen Religion, wie die eurige ist." Ein Glück in solchen Fällen, wenn man auf Bekehrte aus ihrer Mitte weisen kann, die nicht weniger als Alles für Schaden gerechnet haben, um Christum zu ergreifen, und dafür nicht in handgreiflicher Weise durch Amt, Ehre

und Geld entschädigt worden sind, sondern noch immer in Geduld dem Menschensohne Sein Kreuz nachtragen.

Wenden wir uns nun zu der Art und Weise, in welcher die Missionare sich bei dem fremden Volke Eingang zu verschaffen suchen. Es treten ihnen oft sehr widerstrebende Elemente entgegen, stolze Landeigenthümer, übermüthige Brahmanen, giftige Spötter. Wie viel Takt dazu gehört, sich hier Gehör zu verschaffen, läßt sich leicht denken. Lacroix möge selbst erzählen, wie er hin und wieder die Sache angriff. „Nachmittags fuhren wir den Fluß hinab und erreichten eine Stunde vor Sonnenuntergang das Dorf Bondor Ghat, wo wir alsbald landeten. Eine einheimische Schule war unter einem großen Baume eingerichtet; die Knaben schrieben auf Borassus- und Bananenblätter. Um sie her standen viele Einwohner des Orts, und unter ihnen zwei eingebildete Brahmanen. Diese hörten nicht sobald, daß wir Missionare seien, als sie sich schon zu ihrer ganzen Größe erhoben und auf uns als schwache Narren herabsahen. Da ich merkte, daß aus unserer Predigt nicht viel werden könne, wenn sie dem Volke dieselbe Ansicht von uns beizubringen vermöchten, wandte ich mich zum Schulmeister und fragte ihn, ob er irgend ein Rechenexempel lösen könne. Natürlich bejahte er's, und ich legte ihm eine ziemlich verwickelte Aufgabe vor. Er rechnete hin und her, brachte aber nichts heraus. Die Brahmanen nahmen sich seiner gefährdeten Ehre an und suchten ihm an die Hand zu gehen, ohne doch zum Ziel zu kommen. So bat ich um ein Bananenblatt und eine Feder und löste die Aufgabe in einigen Minuten. Damit änderte sich das Blatt; man wisperte nun: Ah, was sind das für gelehrte Herren! Wir benützten die günstige Stimmung und predigten das Evangelium vor einer überaus aufmerksamen Volksmasse. Die Rechenaufgabe hatte ihren Dienst gethan. Wie nöthig ists für den Missionar, daß er Jedermann allerlei werde, auf das er etliche gewinne. Es war schon ganz Nacht, als wir zum Boot zurückkehrten."

Ein andermal, am Aisamati, einem östlicheren Arm des Ganges, fand Lacroix Gelegenheit, den Gelehrten ihre vielen Widersprüche zu Gemüth zu führen, damit sie, an ihrem Wissen irre geworden, der Bibellehre demüthigeres Gehör schenken. „Da wir hörten, es seien hier mehrere gelehrte Brahmanen Vorsteher von Hochschulen, wünschten wir mit ihnen eine Besprechung zu haben. Der Semindar erbot sich, sie auf diesen Abend in sein Haus einzuladen. Da setzten wir






Kinderstube eines Europäers in Indien.

uns denn mit den Gelehrten auf Stühle an dem einen Ende einer großen offenen Halle; der übrige Platz füllte sich mit Neugierigen, welche auf dem Boden sich niederließen. Da solche Hinduprofessoren eine ungemessene Verachtung für jede Theologie außer ihrer eigenen haben, wollten wir nicht mit dem Evangelium beginnen, welches nur ihre feine Sophistik und scharfe Kritik herausgefordert haben würde. Vielmehr schien es uns wünschenswerth, zuerst ihre hohen Ansichten von der Vollkommenheit ihres Systems einigermaßen herabzustimmen. So fragten wir sie denn, was ihre Schastra's von dem Wesen und den Eigenschaften Gottes, von der Schöpfung und Anderem lehren; und bald, wie zu erwarten stand, hatten sie sich in widersprechenden Aussagen gefangen. Als ihnen dieß nachgewiesen wurde, entbrannte der Streit unter ihnen selbst. Einige behaupteten dieß, die Andern Anderes. Nachdem sie lange mit verschiedenen Fündlein sich aus ihrer Verlegenheit zu ziehen versucht hatten, wurden sie merklich demüthiger und zeigten mehr Empfänglichkeit für die Wahrheit Gottes; sie baten am Ende geradezu, wir möchten nun unsere Ansichten vortragen. Das geschah; ohne daß wir je unterbrochen wurden, konnten wir ihnen den Zusammenhang der Bibellehre und den ewigen Heilsplan in Christo vorlegen. Sie hörten aufmerksam und mit ungeheucheltem Interesse zu. Drei Stunden verflogen uns in angenehmer, hoffentlich auch gesegneter Unterhaltung. Es kam zu keinem zornigen Ausbruch, zu keinem Lärm; die Verhandlung wurde auf beiden Seiten mit Mäßigung und Wohlwollen geführt. Sowohl die Brahmanen als die Zuhörer drückten den ernstlichen Wunsch aus, wir möchten ein paar Tage länger verweilen, um ihnen über diesen wichtigen Gegenstand noch mehr mitzutheilen."

Fragt man nun, in welcher Weise gepredigt wurde, so läßt uns Lacroix in den vielseitigen Charakter der Missionsrede manchen interessanten Blick werfen. „Wir predigen," sagt er einmal, „Christum den Gekreuzigten. Wenn ich es predigen heiße, so verstehe man doch ja nicht eine zusammenhängende studirte Rede über ein besonderes Thema. Vielmehr ist unsre Darstellung vorherrschend eine gesprächsweise. Wir fangen z. B. an, uns nach den Umständen der Ortsbevölkerung, nach ihren Beschäftigungen, Ernteaussichten und Aehnlichem zu erkundigen, bis wir ein gewisses Interesse bei ihnen erweckt haben. Dann suchen wir sie allmählig auf wichtigere Fragen zu bringen, indem wir vom Zeitlichen zum Geistigen und Christlichen aufsteigen; so gelingt es in den

meisten Fällen, ihre Aufmerksamkeit bei dem großen Heilsplan, den wir ihnen vorlegen, festzuhalten. Die Erfahrung hat das bewiesen, daß dieß der beste Weg ist, für's Evangelium Gehör zu gewinnen. Beginnt man gleich mit einem Angriff auf ihren Aberglauben, oder kommt man ohne Weiteres mit den Geheimnissen unserer großen Erlösung, so reizt man sie zum Widerspruch, veranlaßt zu hartnäckiger Vertheidigung der uralten Vorurtheile, oder füllt sie mit einem betäubten Staunen über unser fremdartiges Wissen. Es ist einmal nicht anders, das Licht muß langsam in diese tiefe Nacht des Heidenthums eindringen; stufenmäßig und so einfach als möglich muß ihnen unser Glaube beigebracht werden. Dazu ist nun nicht blos eine gründliche Kenntniß der Sprache erforderlich, sondern auch eine genaue Bekanntschaft mit indischer Sitte und Denkweise; woraus von selbst folgt, daß die ältesten und erfahrensten Missionare sich am besten für die Reisepredigt eignen.

„In manchen Gegenden haben Tausende bis auf diesen Tag noch keinen Europäer gesehen, geschweige denn einen Missionar. Wie nöthig ist es erst da, sich als Wesen gleicher Art, mit denselben Bedürfnissen und demselben Beruf ausgestattet, einzuführen. Als wir einst vor einem ansehnlichen Hause vorübergiengen, stürzten zwei ältliche Weiber heraus und sahen uns unverrückt an. Wir fragten, warum sie das thun. 'Ihr seid,' war die Antwort, 'die ersten Europäer, die wir je zu Gesicht bekamen, und wir betrachten euch in der Erwartung, daß der Anblick von Männern, die zu der Kaste unserer Herrscher gehören, uns einiges Verdienst erwerben wird.' Wir thaten unser Bestes, den armen unwissenden Geschöpfen zu der Erkenntniß zu verhelfen, daß der Anblick sündiger und sterblicher Mitmenschen ihnen nichts nützen könne, wiesen sie aber zugleich auf den großen Gott und Heiland, dessen Namen wir an jenem Tag in ihrer Stadt verkündigt hatten, als die Eine Quelle aller geistlichen Segnungen. — Wie fremd wir vielen Hindu's erscheinen, mag aus der Beschreibung erhellen, die ein Waldbauer in Wischnupur, welcher Bankora besucht und dort mit Beamten verkehrt hatte, seinen Nachbarn machte. 'Europäer,' sagte er, 'Europäer — die sehen gerade wie Menschen aus!' — Bekanntlich glauben manche asiatische Völker, wir Weiße seien eine Art Affen, denen etwa am achten Tage nach der Geburt das Schwanzbein sorgfältig abgemeißelt werde, oder auch eine besondere Klasse von Dämonen oder Halbteufeln. Es ist ihnen daher

nicht zuzumuthen, daß sie ohne Weiteres unsere Lehren annehmen, ohne sich zuvor versichert zu haben, daß wir wirklich Menschen sind und menschlich fühlen und denken."

Dazu dient nun auch für den Reiseprediger die Begleitung von Nationalgehilfen. Es ist der Mühe werth, den Heiden, die vom Christenthum den ersten Begriff bekommen sollen, auch die Gelegenheit zu bieten, an einem ihrer Stammgenossen zu sehen, was er durch das Christenthum geworden ist. Lacroix äußert sich darüber sehr entschieden: „Heute verkehrten unsre eingebornen Gehilfen lange Zeit mit den Handelsleuten und andern Personen im Bazär, welche gerne weitere Erklärungen über alles, was sie von uns gehört oder in unsern Büchern gelesen, vernommen hätten. Hierin sind unsere eingebornen Brüder überaus nützlich, und mehrere Thatsachen, die uns zu Ohren kamen, lassen hoffen, daß ihre Arbeit nicht ganz umsonst war. Ich finde diese Gehilfen unersetzbar in diesem Gebiet unserer Thätigkeit. Im vertraulichen Verkehr über Religion kommen sie dem Herzen und dem Gedankensystem ihrer Landsleute viel näher, und locken sie zu weit vertraulicheren Mittheilungen heraus, als europäischen Missionaren gelingen will. Was aber öffentliche Ansprachen betrifft, so werden letztere, wenn sie die Sprache fließend reden, gewöhnlich mit größerer Aufmerksamkeit und Achtung angehört, als einheimische Prediger. Um also beide Vortheile zu verbinden, ist es sehr wünschenswerth, daß die Reisepredigt von europäischen Missionaren in Begleitung von eingebornen Brüdern betrieben werde."

Die Aufnahme nun, welche solche Predigt findet, ist freilich sehr verschiedener Art. Oft ists der bloße Leichtsinn, die Gedankenlosigkeit und Apathie, was die Ohren verschließt; dann ist auch die Mehrzahl mit der Religion der Väter zufrieden, und wenn höhere Bedürfnisse sich geltend machen, schreckt doch der Verlust der Kaste auch die Nachdenklicheren von weiterem Forschen ab. Manchmal aber läßt sich das Wehen des Geistes unzweifelhaft verspüren. Der Prediger redet mit ungewohntem Ernst; die Zuhörer können sich desselben Geistes nicht erwehren. Auf beiden Seiten fühlt man, daß es sich um etwas überaus Wirkliches handle. Solche seltene Zeiten lassen unvergeßliche Eindrücke zurück. So war's einmal in Tschandrakana: „Nachmittags drängte sich das Volk dergestalt an das Zelt, daß wir, durch einen früheren Vorgang gewarnt, für dessen Sicherheit Sorge trugen. Wir ließen also die Leute im Gras Platz nehmen; an 600 setzten

sich in Reihen nieder. Ich redete zu ihnen von der Ewigkeit, von Gottes unwandelbarem Gesetz, von der Schuld und Gefahr des Sünders, vom Weg des Heils in Christo Jesu. Es war eine feierliche Stunde; ich fühlte die Nähe des HErrn. Alles war Ohr. Als ich geschlossen hatte, regte sich Niemand; so mußten denn Weitbrecht und Pran Krischna weiter reden."

Aehnliche Eindrücke wurden auf dem Wochenmarkt in Kamardschani verspürt. „Wir konnten uns kaum durch das Menschengewühl den Weg bahnen. An einer offenen Stelle las Hill aus einem Traktate vor; augenblicklich umringten uns Hunderte, denen ich mit größter Anstrengung predigte. Ich sprach von Sünde und Gericht, und welch ein glücklicher Tag dieß für Kamardschani sei, da wir ihnen die wahre Inkarnation verkündigen, die Fleischwerdung Jesu Christi, der gekommen sei, sie von der Sünde durch seinen Tod zu erlösen und die Höllenpforten für Alle zu öffnen, die Buße thun und an ihn glauben. Die Aufmerksamkeit, mit der sie hörten, war wunderbar; Staunen über diese Gnadenbotschaft durchdrang die Herzen und machte sich in Ausrufungen der Verwunderung Luft. Alles fragte, wer wir denn seien; wir mußten 'Kanjakubdscha-Brahmanen' sein, vom ältesten und geachtetsten Geschlecht der Priester im Nordwesten. 'Sieh nur,' hieß es, 'wie ihre Gesichter strahlen; Feuer geht aus ihrem Munde, wenn sie sprechen: die eigentlichsten Kennzeichen der ächten Zweigebornen!' Einige Muhamedaner dagegen meinten: 'wir seien Heilige von Mekka, gekommen an ihren Gebräuchen zu reformiren.'" — Doch war es gerade an diesem Ort, daß die Reiseprediger mit einer überaus seltenen Grobheit beschimpft wurden, und zwar vom Hauspriester der Kaufleute, der zu fürchten begann, sein Handel gerathe in Verfall, und samt seinen reichen Anhängern die Glaubensboten höhnte und schmähte, während die Armen das Evangelium gerne hörten. Es wiederholt sich da in immer neuen Formen der alte Gegensatz zwischen den Zöllnern und Pharisäern (Luc. 7, 29 f.).

Auf die Predigt folgt gewöhnlich die Vertheilung von Traktaten. Auf Heidenfesten oder beim ersten Besuch in fernen Wohnstätten ist dieß keine leichte Aufgabe, so begierig sind die Schaaren nach Büchern. „In Kamardschani stürzte man in solchen Massen auf uns zu, daß wir nicht wagten, unsere Schätze aufzuthun. Wir hießen die Leute sich niedersetzen, um Ordnung zu halten; aber an

vier Orten mißlang der Versuch, indem die Hintersten sich durch die Vorderen herdrängten, einmal mit solcher Gewalt, daß ein Knabe niedergeworfen wurde. Hätte Bruder Hill ihn nicht noch am Schopfe gepackt und aufgerichtet, er wäre im Gewühl zertreten worden. Ich zog mich also über den Fluß zurück, um die Luft abzukühlen; aber Hunderte wateten uns nach. So beschlossen wir denn, nach unserm Boot zurückzugehen. Das war eine halbe Stunde vom Markt. Noch waren etwa Hundert nachgefolgt, an die wir dann in erträglicher Ordnung unsere Bücher vertheilten. — Ein andermal, in ähnlichem Gewühl, drängte sich ein Mann durch die Menge, faßte mich von hinten um den Leib und hob mich in die Höhe. 'Ich lasse Sie nicht,' sagte er, 'bis ich ein Buch habe.' — Ich verlangte augenblicklich losgelassen zu werden und rief: 'Siehst du nicht den Stock in meiner Hand?' — 'Schlagen Sie mich so lange Sie wollen,' war die Antwort, 'aber ehe ich eine Ihrer Religionsschriften habe, stelle ich Sie nicht ab.' So versprach ich ihm eine, kam wieder auf meine Füße zu stehen und gab ihm zwei oder drei. Höchlich erfreut, mit tiefem Selām, zog er sich zurück."

Die **Früchte** dieser Reisepredigten sind theils wirkliche Bekehrungen, theils Anläufe zu solchen, wie denn in einer Nacht zwölf Nicodemusse auf einmal ins Zelt kamen, um Lacroix zu fragen, was sie denn nun zunächst thun sollten, um selig zu werden, und am nächsten Morgen einer von ihnen, ein Dichter, das Gehörte gleich in Verse brachte; auch stößt man wieder und wieder auf Hindu's, welche ganze Kapitel der Schrift, in Prosa oder Versen, wiederholen können, in der Stille an Christum glauben, ja auch offen für die Wahrheit zeugen, ohne noch selbst ganz ans Licht gekommen zu sein. Dazu kommt aber noch weiter die Gährung, welche die Sauerteigsnatur des Christenthums in weiten Kreisen verbreitet. „Wahrlich," sagt Lacroix, „Indien ist ein Land für die Mission zubereitet wie wenige. Der Herr scheint darauf zu deuten, als das Feld, welches jetzt vor allen andern tüchtige Schnitter nöthig hat. Wo nur das Evangelium verkündigt wird, strömen Zuhörer herbei. Bibeln und Traktaten wird eifrig nachgefragt, und fleißig in ihnen gelesen. Christliche Schulen füllen sich im Nu. Die Opposition der Heiden wird immer schwächer, während andererseits eine aufgeklärte Regierung jeder christlichen Bestrebung volle Freiheit einräumt. Wo sonst in der Welt ist ein Feld so weiß zur Ernte? Ach, daß des Herrn Volk an dem großen Werke, das

hier gethan wird, sich eifriger betheiligte! Ach daß die Gemeinde Gottes brünstiger und unausgesetzter flehete um Segen auf die heiße Arbeit der Glaubensboten und um den endlichen Sieg über Satans Herrschaft in einem Ländergebiet, das der Erlöser der Welt so augenscheinlich für sich in Anspruch nimmt!"

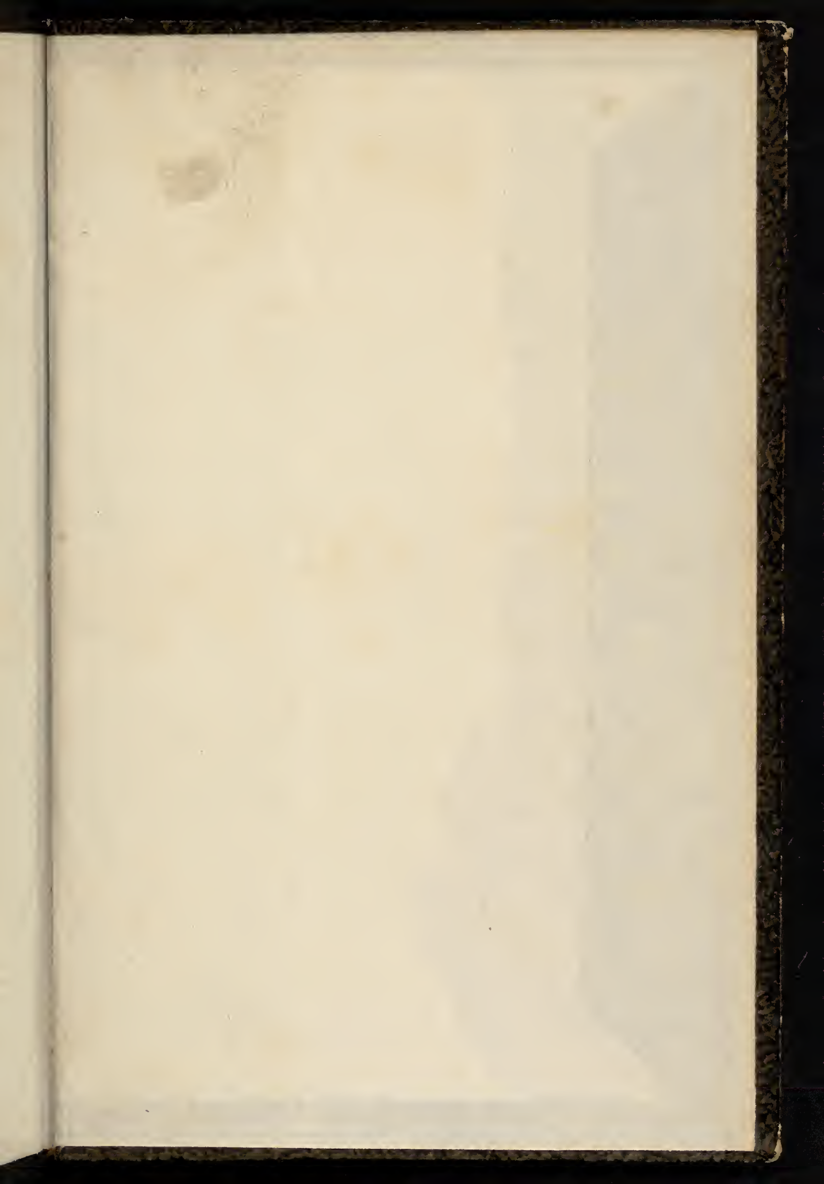
Den Schluß der Lebensskizze des seligen Lacroix werden wir, so Gott will, im nächsten Heft folgen lassen.

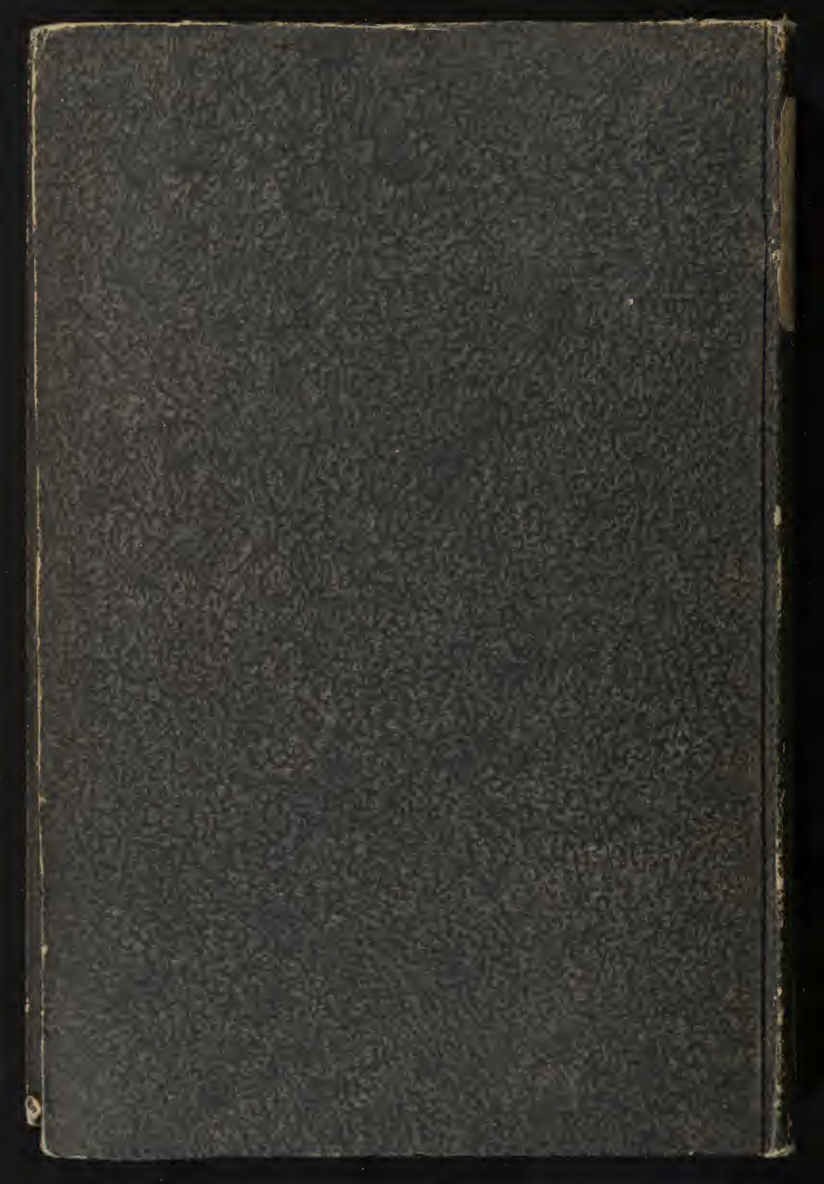
---

# Missionsliteratur.

**Leben und Wirken von Johann Jakob Weitbrecht,** weiland Missionar der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft zu Buedwan in Bengalen. Herausgegeben von J. D. Prochnow. Mit Weitbrechts Bildniß, 20 Holzschnitten und Karte. Zum Besten der Mission. Berlin 1861.

Am 1. März 1852 gieng in Kalkutta der theure Mann, dessen liebes Bild uns vorne in dem vorliegenden Büchlein so ernst und doch so freundlich anblickt, nach langer und gesegneter Arbeit in die obere Heimat. Schon zwei Jahre darauf (1854) erschien von der Hand seiner reichbegabten Wittwe eine Lebensbeschreibung von ihm in englischer Sprache, unter dem Titel: Memoir of the Rev. John James Weitbrecht etc. Lond. 1854. Dieß umfaßt 580 Seiten, — ein eher dickleibiges Buch. Allein wie sehr die Verfasserin dabei dennoch die rechte Saite in dem Gemüthsleben ihres Volkes und Landes anzuschlagen wußte, das beweist der Umstand, daß das Buch bereits die dritte oder vierte Auflage erfahren und den Weg in alle missionsfreundlichen Familien Englands gefunden hat. Nächst Martyn und Williams hat kein Memoire in England solche Aufnahme gefunden wie Weitbrechts Leben. Es war natürlich, daß die Verfasserin den Wunsch hatte, daß diese Lebensbeschreibung auch ins Deutsche übertragen werde, zumal Weitbrecht ein Deutscher von Haus aus und von ganzem Herzen war; und sie klopfte deßhalb bei verschiedenen Thüren an. Allein da stellte sich recht augenscheinlich der Unterschied zwischen deutscher und englischer Literatur, zwischen deutschem und englischem Bedürfniß heraus. Eine Uebersetzung dieses voluminösen Buches ins Deutsche hätte keinen Leser und keinen Verleger gefunden. Und doch war so viel Gutes und Herrliches darin! Da unternahm es Prochnow in Berlin, dieses Memoire zu bearbeiten und gut deutsch für gute Deutsche zurechtzumachen. Und das ist ihm vortrefflich gelungen. Man fühlt es dem lieben Büchlein auf jeder Seite an, daß es aus deutschem Herzen frisch und neu geflossen





# Alphonse François Lacroix.

Zweite Abtheilung.

## 1. Die Heidenpredigt.

Wir haben in einem früheren Hefte erzählt, wie Lacroix, geboren im Kanton Neuenburg den 10. Mai 1799, nach dem frühen Tode seines Vaters unter die treffliche Pflege und Erziehung eines Oheims kam und dort durch Gottes Gnade zu einem nach Leib und Seele gesunden Jüngling heranreifte. Ein Aufenthalt in Holland machte ihn mit der Mission bekannt, und nachdem er längere Zeit in dem höchst primitiven Missionsinstitut zu Berkel (bei Rotterdam) als Zögling verweilt hatte, gieng er im Dienst der Niederländischen MG. nach Indien, und zwar zunächst nach der Stadt Tschinsura, die damals unter holländischer Herrschaft stand, und die er am 21. März 1821 glücklich erreichte. Dort arbeitete er mit aller Hingebung der Liebe an den Eingeborenen und Europäern, bis alles holländische Besitzthum in Indien, somit auch Tschinsura, an die Engländer übergieng, was für Lacroix die Folge hatte, daß er (März 1827) an die Londoner MG. sich anschloß, mit deren Grundsätzen er im innersten Grunde des Herzens sich einig fühlte. Eine bedeutungsvolle religiöse Bewegung aber, welche um jene Zeit in der südlich von Kalkutta sich ausdehnenden Reisebene die Eingeborenen ergriff, wurde für Lacroix der Anlaß, mit seiner Familie nach Kalkutta selbst überzusiedeln (April 1829) und die geistliche Pflege der Neubekehrten in jenen Dörfern zu übernehmen. Wir haben ihn auf diesen seinen Missionswanderungen begleitet, uns an seiner lebensfrischen Weise, an seiner Liebe zu den Eingeborenen und an ihrer Liebe zu ihm erquickt und die Sorgen kennen gelernt, die